1,80 DM / Band 573
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,–

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der uralte Henker

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Der uralte Henker

John Sinclair Nr. 573

von Jason Dark

erschienen am 27:06.1989

Titelbild von Nicolai Lutohin

Sinclair Crew

Der uralte Henker

Was für Menschen nicht möglich war – der Henker Lorenzo hatte es geschafft.

Er stand in der Hölle!

Es gab sie also doch, von der die Menschen nur mit großer Angst sprachen oder wo sie sich bekreuzigten, wenn sie die Heimat des Teufels nur erwähnten. Die Hölle war überall, oben, unten, in der Ferne, aber auch in der Tiefe, wie Lorenzo wußte.

Feuer umwaberte ihn!

Wilde, böse Flammen, mal rot, mal blau und auch grün leuchtend.

Sie schienen zu schreien, ihn auszulachen, verhöhnen zu wollen. Sie lockten und peinigten zugleich.

Das Höllenfeuer!

Und Lorenzo hatte es gefunden.

Er dachte daran, wenn er vor seine Opfer trat, bevor sie ihren Kopf verloren. Ein Schlag seines gewaltigen Richtschwerts reichte immer.

»Im Höllenfeuer sollst du schmoren!« Das waren seine Worte gewesen, die er stets an die Delinquenten richtete. Danach schlug er zu und erfreute sich an dem Geräusch, das entstand, wenn die Klinge die Luft zerschnitt. Das letzte Singen vor dem Tod, und wenn es nur das Singen der Schwertklinge war.

Man fürchtete ihn, man fürchtete nicht nur seine Waffe, auch seine Macht, die ihm die noch Mächtigeren verliehen hatten. Wenn Lorenzo durch das Land zog und seine Opfer holte, verschlossen die Menschen Türen und Fenster.

Er war der Henker, er war der Unmensch, der Grausame, und er kannte keine Gnade.

Zudem brauchte er immer neue Herausforderungen. Es reichte ihm nicht mehr, die Menschen zu vernichten; er wollte tiefer in die Materie eindringen. Also hatte er sich auf die Suche nach der Hölle gemacht und sie gefunden.

In einem wahren Machtrausch hatte er sich vorgenommen, eine bestimmte Person zu töten, um selbst die Herrschaft zu übernehmen. Dann war er unangreifbar.

In den Augen des breitschultrigen, hochgewachsenen Henkers strahlte es mit dem Feuer der Hölle um die Wette. Er hatte sein Richtschwert mit der beidseitig geschliffenen Klinge gezogen und die Spitze gegen den Boden gestemmt. Auf dem Griff stützte er sich ab. Seine Pranken hatte er übereinander gelegt, schaute nach vorn und konzentrierte sich auf seine innere Kraft.

Vor ihm waberten die Flammen wie eine Wand. Noch immer fauchten und zischten sie, und manchmal erschienen in ihnen Gesichter, die sich zu verzerrten oder gequälten Fratzen veränderten.

Lorenzo schaute über das Feuer hinweg. Wieder brüllte er wütend, doch diesmal faßte er das Gebrüll in Worte. »Satan!« röhrte er in die Flammen hinein und auch darüber hinweg. »Satan, Herrscher der Hölle! Komm aus deinem verdammten Versteck hervor und zeig dich! Ich will, daß du dich stellst, denn ich bin gekommen, um dich zum Kampf herauszufordern! Hast du gehört? Es kann nur einen geben, und der eine werde ich sein, Satan! Ich will die Herrschaft der Hölle übernehmen! Bisher habe ich dir die Seelen gebracht, jetzt will ich sie selbst haben!«

In jedes Wort hatte er die geballte Kraft seiner Stimme gelegt.

Wenn der Teufel irgendwo lauerte oder wartete, dann mußte er ihn einfach gehört haben.

Kam er?

Lorenzo mußte warten. Innerlich kochte er. Wer wie er den Weg in die Hölle endlich und nach langem Suchen gefunden hatte, der wollte

und konnte nicht mehr länger warten. Der hatte genug erlebt.

Der Satan zeigte sich nicht! Das Rufen des Henkers war vergeblich gewesen, und Lorenzo hob in einem Anfall von Wut seine Waffe an.

Kraftvoll schlug er in die Flammen des Höllenfeuers hinein. Er hatte das Gefühl, sie löschen zu können, so stark fühlte er sich plötzlich.

Das Feuer ignorierte ihn. Es zischte nicht einmal, als die Blutklinge die Flammen durchschnitt.

Lorenzo lachte grollend auf. »Der Teufel ist feige!« schrie er dann.

»Der Teufel ist nicht mehr als ein Feigling. Und so etwas wie er will die Hölle beherrschen. Ich habe es nicht nur geahnt, ich habe es auch gewußt. Es ist aus, deine Zeit ist abgelaufen! Du wirst hier nicht von Ewigkeit zu Ewigkeit herrschen können, du nicht…«

Seine Stimme verklang in einem Echo. Es rollte grollend hinein in eine Welt, die den Namen überhaupt nicht verdiente. Es war mehr ein Zustand.

Hier ballte sich das Grauen zusammen. An diesem Ort wurde das Böse immer neu geboren. Da konnte ein Mensch allein dadurch vergehen, daß er sich nur innerhalb dieser Atmosphäre befand. Das alles kam zusammen, aber es machte dem Henker, der das Töten zu seinem Beruf erkoren hatte, nichts aus.

Und wieder schrie er den Namen des Teufels.

Der Satan ließ sich nicht blicken.

Lorenzo wußte nicht, was er davon halten sollte. War der Höllenherrscher tatsächlich ein Feigling? So richtig wollte er daran nicht glauben.

»Gut!« schrie er. »Wenn du nicht kommst, dann komme ich eben zu dir, verstanden?«

Noch immer blieb der Teufel stumm. Er schien Lorenzo nicht ernst zu nehmen, was diesen wiederum wahnsinnig ärgerte.

Noch einmal ließ er die Klinge durch die Flammen gleiten, dann gab er sich einen Ruck und ging los.

Es machte ihm nichts aus, in das Höllenfeuer hineinzustampfen. In seinen Augen leuchtete ein eherner Wille, es allen zu zeigen, auch der Hölle.

Schwer und wuchtig setzte er seine Schritte. Die buschigen, dichten, dunklen Augenbrauen in seinem Gesicht zogen sich zusammen.

Ein schlimmes Zeichen bei ihm.

Und so ging er vor.

Die Flammen schnappten nach ihm wie gierige Mäuler. Plötzlich wurden sie zu einer neuen Kleidung, die an ihm hochglitt und über seinem Kopf mit dem langen, wilden, fettigen Haar zusammenschlug.

Lorenzo wunderte sich darüber, wie einfach es für ihn war, durch das Feuer zu schreiten. Möglicherweise hatten selbst die Flammen Furcht vor ihm bekommen, weil sie spürten, daß hier jemand gekommen

war, der es mit dem Höllenherrscher aufnehmen konnte.

Die Wand aus Höllenfeuer war nicht sehr tief. Nach wenigen Schritten schon hatte er sie hinter sich gelassen und blieb dort stehen, wo sich unter ihm nur die tiefe Schwärze befand.

Kein Boden, nichts, an dem er sich festhalten konnte. Nur eben die Schwärze, die so lichtlos war, daß man sie kaum beschreiben konnte.

»Sataaannn…?« Lorenzo geriet in Rage. Er schüttelte den Kopf, er war wütend, haßerfüllt und zornig, und er kam sich von dem Teufel im Stich gelassen vor.

Wieder verhallte sein Ruf, doch diesmal blieb er nicht ohne Antwort. Lorenzo bekam sie auf eine Art und Weise, die er nicht einkalkuliert hatte.

Irgendwo unter ihm in einer Tiefe, die nicht auslotbar war, entstand ein Rumoren. Es war ein unheimlicher, ferner, dennoch nah klingender Donner, der die Umgebung erzittern ließ, Lorenzo aber nicht schrecken konnte. Er lachte sogar in dieses Geräusch hinein.

»Hast du gehustet, Satan?« höhnte er.

Der Donner vergrollte. Aber er hatte etwas mitgebracht. Hervorgeschleudert worden war aus der Tiefe eine Gestalt des Schreckens, die sich vor dem Henker manifestierte.

Der Teufel!

Lorenzo, den so leicht nichts aus der Ruhe bringen konnte, erschrak diesmal.

Wie Menschen sich den Teufel vorstellten, das wußte er: als bocksbeinigen, gehörten Gesellen. Eine lächerliche und gleichzeitig furchtbare Gestalt, aber in diesem Fall erschien er wieder anders. Er war nicht mehr als ein grauer Streifen in der absoluten Finsternis.

Langgestreckt, zu vergleichen mit einer Fahne. Hinzu kam ein Schädel, in dem zwei Augen wie das Feuer der Hölle leuchteten. Rot, gelb und grün.

Darunter sah Lorenzo nicht einmal ein Maul, und der Körper, falls er überhaupt vorhanden war, verschwamm in der Dunkelheit.

»Du hast mich gerufen, Henker?« Natürlich kannte der Teufel seine Pappenheimer. Er wußte genau, wen er vor sich hatte.

Lorenzo mußte seine Überraschung erst verdauen. Er strich durch das lange Haar, dann hatte er sich wieder gefangen. »Ja, Satan, ich habe dich gerufen, und es hat lange, sehr lange gedauert, bis du dich gezeigt hast. Ich glaube, du weißt, wer gekommen ist. Du hast Angst vor mir?«

Der Teufel überlegte nicht lange, bevor er eine Antwort gab. »Hat der Höllenherrscher jemals Angst vor denen gehabt, die ihm gleich sein wollen?«

»Jetzt wirst du Angst haben!«

Das Gesicht mit den glühenden Augen dicht vor dem Henker bewegte

sich zuckend. »Weshalb sollte ich es?« Dampf stand vor dem Maul, der widerlich stank, als lägen verweste Leichen in der Nähe.
»Weil ich dich ablösen will!«
»Du?«
»Ja, Satan. Ich habe beschlossen, daß auf der Erde kein Platz mehr für mich ist. Ich werde deshalb das Reich verlassen und eine blutige Spur in der Hölle ziehen, deren Herrschaft ich zu übernehmen denke. Ich will die Hölle beherrschen, und ich werde sie beherrschen. Du wirst mich nicht daran hindern.«
»Dazu müßtest du mich vernichten!«
»Deshalb bin ich erschienen!«
Der Teufel erwiderte nichts. Er lachte nur. Es war ein hartes, ein grollendes und gleichzeitig gewaltiges Lachen, das dem Henker entgegengeschleudert wurde. »Nein, du Mensch, du! So etwas habe ich noch nie erlebt. Gut, du hast den Weg zu mir gefunden, was nicht jedem gelingt, aber du kannst mich nicht verdrängen! Die Hölle ist nicht begreifbar. Was du hier siehst, ist nur ein Teil davon, ein kleiner Ausschnitt. Sie ist überall, in deiner Seele ebenso wie in der Tiefe oder in der Höhe und auch in den Reichen zwischen den Welten. Ich weiß, daß du mir stets ein treuer Diener gewesen bist. Ich habe zahlreiche Seelen von dir bekommen, denn nicht alle, die du geköpft hast, waren unschuldig. Es befanden sich viele Schuldige darunter. Deren Seelen habe ich an mich reißen und mich und mein Reich somit stärken können. Aber ich begreife nicht, daß du, Lorenzo, so wahnsinnig bist und mich vernichten willst. Noch lebst du – noch. Einen anderen hätte ich schon längst vernichtet. Wie gesagt, du hast mir zahlreiche Seelen gebracht, deshalb erlaube ich dir, mein Reich auf dem gleichen Weg zu verlassen, wie du es betreten hast. Dreh dich um und geh, und schau nie mehr zurück, Henker!«
Lorenzo dachte gar nicht daran.
Entschlossen schüttelte er den Kopf. »Nein Satan, das gilt nicht. Mein Schwert hat viele Menschen gerichtet. Jetzt bist du an der Reihe!«
Der in der Schwärze vor ihm zitternde Schädel zeigte eine Grimasse. Wahrscheinlich sollte es ein Grinsen darstellen, das wiederum putschte Lorenzo auf.
Er mochte es nicht, wenn man sich über ihn amüsierte. Er war es gewohnt, Angst und Schrecken zu verbreiten. Die Menschen hatten vor ihm gekuscht. Sie waren auf die Knie gefallen und hatten ihn angefleht, sie am Leben zu lassen, doch niemals hatte Lorenzo Gnade und Erbarmen gekannt.
»Ich habe mich entschlossen, Satan, und dabei bleibt es.«
»Dann tut es mir leid für dich!«
»Nein, *du* sollst dir leid tun!«
»Ich bin der Herrscher!«

»Nicht mehr lange!« brüllte Lorenzo – und handelte.

Sein Richtschwert war nicht nur mörderisch scharf, es besaß auch ein gewisses Gewicht. Im Normalfall mußten zwei Menschen die Waffe anheben, einer allein hätte es kaum geschafft.

Lorenzo, der Henker, führte es mit einer nahezu spielerischen Leichtigkeit. Dennoch legte er beide Hände um den Griff, weil er dem Hieb die nötige Wucht verleihen wollte.

Von oben nach unten raste die Klinge auf den Teufel zu. Der traf nicht einmal Anstalten, auszuweichen.

Er blieb einfach stehen – und wurde erwischt.

Das Schwert durchtrennte seinen Schädel und spaltete ihn in zwei Hälften.

Lorenzo war ein Könner, was den Umgang mit der Waffe anging.

Er hatte es tatsächlich geschafft, den Schädel zu gleichen Teilen zu halbieren. Genau zwischen die beiden glühenden Augen war der Schnitt geführt worden. Und er jubelte innerlich auf, als die beiden Teile des Schädels zur Seite kippten.

Geschafft?

Widerstand hatte er nicht verspürt. Die Teile flatterten in verschiedene Richtungen weg, sie taumelten wie vom Wind getragene Blätter durch die Schwärze und bekamen eine andere Form, denn aus ihnen schlugen Flammenzungen hervor.

Satan verbrannte!

Und Lorenzo stand da, die Mordwaffe mit beiden Händen haltend und nach vorn gestreckt.

Er lachte, weil er nicht anders konnte. Er mußte einfach lachen. Er freute sich, der wilde Triumph, der sich in seiner Brust bisher gehalten hatte, brauchte freie Bahn.

Sein Lachen zerriß die Stille, es schien auch die Finsternis zu zerstören, denn der Teufel war besiegt. Nun gehörte die Hölle ihm, ihm allein.

Er fühlte sich gut wie nie zuvor während seiner makabren Existenz. Wovon Menschen vielleicht geträumt hatten, war ihm gelungen.

Es gab den Teufel nicht mehr.

Langsam sank die Waffe nach unten. Er wollte sie wieder wegstecken, weil er sie nicht mehr benötigte.

Dazu kam es nicht mehr, denn etwas traf ihn wie ein eiskalter Hauch. Kälte in der Hölle, etwas völlig Neues. Der Hauch strich über seinen Nacken, als wollte er ihn streicheln.

Auf einmal fühlte sich der Henker gar nicht mehr so gut. In seinem Mund zog sich das dünne Fleisch zusammen, als wäre es mit einem sauren Saft beträufelt worden. Er wußte, daß er sich umdrehen mußte, nur traute er sich nicht.

Der kalte Hauch blieb nicht. Allmählich erwärmte er sich. Zunächst

wurde er lau, dann noch wärmer und schließlich zu einer regelrechten Hitzewelle.

»Willst du dich nicht umdrehen, Lorenzo?«

Die Stimme! Verdammt, die Stimme, die kannte der Henker. Sie gehörte derjenigen Person, die er vor kurzem getötet hatte – dem Teufel!

***

Trotz seiner grausamen Taten gehörte der Henker zu den Menschen, die auch den Tatsachen ins Auge sehen konnte. Er lebte nicht nur in einer Traumwelt, und er wußte in diesem Augenblick, der ihm furchtbar lang vorkam, daß es dem Herrscher der Hölle gelungen war, ihn zu überlisten. Er mußte einsehen, daß der Teufel mächtiger war und er sich als Mensch doch übernommen hatte.

Auf der Stelle drehte er sich.

Dabei glaubte er, keinen Boden mehr unter den Füßen zu spüren.

Lorenzo glaubte zu schweben.

Scharf atmete er ein.

Der Teufel stand vor ihm!

Diesmal lächelte er kalt und diabolisch. Er hatte sich auch verändert. Schwarz war er angezogen. Eine Hose, eine Jacke, und auch das Gesicht war dunkel. Es besaß die Form eines Dreiecks mit einer sehr breiten Stirn, aus der tatsächlich zwei Hörner wuchsen.

Dieses Bild kam dem Henker bekannt vor. So war der Teufel oft gezeichnet worden, und er mußte diesen Menschen recht geben.

Lässig hob der Höllenfürst die rechte Hand. Er besaß lange, dunkle Finger mit überaus scharfen Spitzen. Als er sie bewegte, schossen plötzlich dünne Feuerblitze daraus hervor und umtanzten das Gesicht des Henkers wie eine elektrische Entladung.

»Rühr dich nicht!« flüsterte der Teufel. »Beweg dich nicht mehr! Du hast deinen Spaß gehabt, jetzt werde ich ihn mit dir haben.«

Das Feuer umtanzte noch immer das Gesicht des Henkers. Es berührte auch seine Haut und hinterließ dort winzige Brandflecken.

Sie schmerzten kaum, hinterließen aber bei Lorenzo ein unangenehmes Gefühl.

Das Feuer verschwand wieder. Die Blitze zuckten zurück und hinein in die Fingerspitzen des Satans.

Der schüttelte seinen dreieckigen Schädel. »Warst du wirklich so vermessen zu glauben, daß du mich schaffen könntest? Hast du dir das vorgestellt, Henker? Ich weiß nicht, was in deinem Kopf vorgegangen ist, aber du hättest es anders anfangen sollen, um mir zu begegnen.«

»Wie denn?«

»Jetzt ist es zu spät. Ich werde dich für deine Tat zur Rechenschaft ziehen, Lorenzo.«

»Was willst du denn machen?«

»Warte es ab, Lorenzo, wart es nur ab. Zum einen möchte ich dich nicht töten. Nein, der Tod wäre einfach zu gnädig für dich.« Voller Spott fuhr der Teufel fort: »Außerdem zolle ich denen Respekt, die es geschafft haben, mich zu finden.«

Er stand in der Finsternis, aber hinter ihm zischten wieder die Flammen des Höllenfeuers auf, die keinerlei Wärme abgaben. Sie waren kalt und konnten trotzdem verbrennen, ein magisches Phänomen, wie es nur die Hölle hervorbrachte.

»Sprich, Satan!« Lorenzos Stimme klang längst nicht mehr so forsch und ungeduldig.

»Geduld, mein Freund, nur Geduld. Du wolltest die Hölle kennenlernen, du hast einen Teil von ihr gesehen. Das finde ich gut, ich bewundere deinen Mut, und ich will dich auch beschenken, Lorenzo. Obwohl es mir auf der einen Seite leid tut, dich nicht mehr auf die Menschheit loszulassen, bleibe ich bei meinem einmal gefaßten Plan. Ich werde dich hierbehalten. Hier in der Hölle.«

Der Henker erschrak. Der Satan hatte es geschafft, den Spieß umzudrehen, und diese Tatsache ging ihm in die Knochen. Er wußte selbst nicht, was er sagen sollte, bitten, flehen? Nein, das hatte keinen Sinn. Der Satan war ebenso gnadenlos wie er, denn auch Lorenzo hatte niemals auf die Bitten der Delinquenten gehört. Im Gegenteil, sie hatten ihn amüsiert. Er war ein Mensch ohne Herz, und wenn dann war sein Herz aus Eis oder Stein.

»Du hast Angst?« flüsterte der Teufel. Er grinste breit. Seine Zähne glänzten dabei wie Metallstifte.

»Nein!«

Jetzt lachte ihn der Satan kalt aus. »Warum lügst du? Du bist trotz allem ein Mensch. Und Menschen verspüren nun einmal Angst, das laß dir gesagt sein.«

»Was willst du mit mir machen?«

»Wie ich dir schon sagte, ich werde dich in der Hölle lassen. Ich will dich bestrafen. Die Strafe werde ich nicht zeitlich begrenzen. Es wird eine Ewigkeit vergehen, und die Ewigkeit kann man nun mal nicht messen oder berechnen.«

»Für immer?«

»Ja, für immer.«

»Du befindest dich hier in einem Reich, das ich auch zu meiner Hölle zähle. Es ist längst nicht das Zentrum, bewahre. Du pendelst zwischen den Zeiten, in einem Leerraum, im Niemandsland, und du wirst heute für immer bleiben. Es sei denn, ich überlege es mir anders, das aber werde ich wohl kaum.«

Lorenzo gehörte zu den Kämpfern. Er versuchte es ein letztes Mal, sich gegen den Satan aufzulehnen.

Er war zu schwach.
Obwohl er sein Schwert noch umklammert hielt, schaffte er es nicht, es in die Höhe zu bekommen. Die Waffe schien dreimal so viel zu wiegen, das war auch ihm zu schwer.
»Nun?« höhnte der Satan.
»Du hast gewonnen!«
»Das weiß ich, Lorenzo, aber ich werde meinen Sieg noch perfekt machen. Gib acht!«
Wieder bewegte der Teufel seine rechte Hand und auch den Arm mit. Er streckte sie nach hinten, wie es ein Mensch nie gekonnt hätte.
Es sah so aus, als bestünde der Satan aus Gummi.
Die Finger faßten in die Flammen hinein und holten eine Feuerzunge hervor, die der Satan auf seinem flachen Handteller tanzen ließ, ohne daß sie ihn verbrannte.
»Damit!« flüsterte er Lorenzo zu, »damit werde ich dich für die Ewigkeit bannen.«
Der Henker begriff nichts. Sein Blick war nur auf die tanzende Flamme gerichtet, die nach unten hin breit zulief und sich am anderen Ende zu einer Spitze formte.
Der Teufel kam auf ihn zu. Sein Gesicht schien zu wachsen und sich dabei in die Breite zu dehnen. Der Ausdruck seiner Augen hatte etwas bekommen, das Lorenzo nicht verstand.
Es war eine Kälte, ein Versprechen und die Grausamkeit der Hölle. All dies vereinigte sich in diesem Blick.
Auf der Handfläche tanzte noch immer die einzelne Feuerzunge.
Sie zuckte hin und her, als wollte sie einen bestimmten Weg suchen, um den Henker zu verbrennen.
Plötzlich, sie fand sich bereits dicht vor seinem Gesicht, erstarrte sie.
Der Henker verdrehte die Augen, um sie überhaupt wahrnehmen zu können. Kälte rieselte über seinen Rücken. Er spürte auch, wie sich die Haut auf seinem Gesicht spannte.
Dann ertönte die flüsternde Stimme des Teufels. Jedes Wort zischte ihm entgegen und traf ihn hart. »Diese Flamme wird dich für die Ewigkeit bannen, Lorenzo. Und du kannst nichts dagegen unternehmen. Die Hölle ist immer stärker!«
Der Teufel hatte den Henker während seiner Worte so abgelenkt, daß dieser die Veränderung der Flamme erst später bemerkte. Da aber konnte er nur staunen.
Auf der Handfläche tanzte keine Flamme mehr, sondern ein Gegenstand, der hart geworden war und dennoch in dieser Stärke leuchtete.
Es war ein Nagel!
So lang wie die Flamme, aus der er sich gebildet hatte. Er stand feurigrot leuchtend auf der Handfläche des Teufels, die nicht einmal

zitterte.
Lorenzo schielte gegen ihn. Durch seinen Kopf wirbelten die Gedanken. Er dachte darüber nach, was der Satan mit diesem Nagel anstellen konnte. Der Wahrheit kam er kaum nahe.
»Was… was willst du damit machen?«
Satan lächelte noch breiter. Die Haut rechts und links der Mundwinkel fing fast an zu platzen. »Ich werde dich durch ihn mit meiner Kraft und meinem Willen erfüllen, Henker. Das ist alles.«
»Und dann?«
»Wenn du mit dem Tod rechnest, dann hast du dich getäuscht. Nein, du wirst nicht zu einem Opfer des Todes, du wirst sogar leben, du wirst vieles sehen können. Hin und wieder wirst du von mir Besuch bekommen, um zu erfahren, was sich im Laufe der Zeiten in der Welt verändert hat. Leben ohne Ende, nicht der Hölle zugetan, auch nicht der anderen Seite. Dafür in einem Zwischenreich, das ist deine Strafe. Nicht Mensch, nicht Dämon, tot und trotzdem lebend, Henker. So wirst du Zeit genug haben, über deinen Wahnsinn nachdenken zu können, bis es mir gefällt, dich zu erlösen.«
»Wie sieht das aus?«
»Ich werde dich zerreißen!« versprach der Teufel. Bei diesen Worten zischten stinkende Dampfschwaden aus seinem Maul und wehten auch gegen Lorenzos Gesicht.
Sie nahmen ihm für kurze Zeit die Sicht auf den Nagel. Als er wieder klar sehen konnte, da hatte der Teufel den Nagel bereits gekippt und hielt ihn zwischen zwei Fingern.
Die Spitze zeigte auf Lorenzo…
»Und jetzt gib genau acht!« flüsterte der Höllenherrscher. »Schau genau hin, mein Freund!«
Der Nagel jagte vor.
Lorenzo schrie nicht einmal. Er spürte nur dieses mörderische Brennen, das durch seinen Hals schnitt, als wollte es ihm die Kehle zerreißen. Auch ohne daß er genau hinsehen konnte, wußte er, daß der Nagel in seinem Hals steckte.
Der Teufel bewegte sich zurück. Er nickte zufrieden, als er sah, wie fest er den Nagel in die Kehle des Henkers gestoßen hatte. »Ja, das ist gut!« lobte er sich selbst. »Solange dieses Zeichen in dir steckt, bis du mein Gefangener und wirst es nicht schaffen, auch nur mit der Wimper zu zucken. Die Starre der Hölle hält dich gefangen. So ergeht es jedem, der mir die Macht nehmen will…«
Mehr sagte der Teufel nicht. Er drehte sich um, glitt in die Schwärze hinein. Als letzten Gruß hinterließ er ein donnerndes Lachen, das in seiner Lautstärke an den Grundfesten der Hölle zu rütteln schien.
Zurück blieb Lorenzo, der Henker.
Ein Mensch, der lebte und trotzdem tot war. Denn von innen her

füllte ihn die eisige Kälte aus, die bis zu seinem Hals reichte, weil dort genau das Gegenteil eintrat.

Hitze durchstrahlte ihn, erreichte auch den Kopf und die Stirn.

Wie eine Wachsfigur stand der Henker im Nichts, beide Hände zusammengelegt und gestützt auf dem Griff seines Mörderschwerts.

Verflucht bis in alle Ewigkeit!

***

Die Jahre kamen und gingen!

Sie addierten sich, aus ihnen wurden Jahrzehnte, aus diesen wiederum Jahrhunderte, in denen sich die Menschheit entwickelte, wo Evolution und Revolution ihr Gesicht prägten und ihr sehr oft ein anderes Aussehen gaben.

Es waren die Zeiten, von denen einer nichts mitbekam.

Lorenzo, der Henker!

Der Teufel hatte sein Versprechen gehalten. Bis zum Ende der Zeiten wollte er ihn bestrafen. Und so stand der Henker im Nichts zwischen den Welten des Grauens eingeklemmt, ohne etwas von der normalen Welt erkennen zu können.

Er hatte sich in den ersten Jahren verändert. Aus dem Mann im besten Alter war ein müde wirkender Greis geworden. Seine stark ergrauten Haare hingen bis zu den Schultern hinab oder fielen in die Stirn. Das Gesicht war eingefallen, die Haut ledrig und blaß geworden. In einem Halbbogen wuchs ein ebenfalls grauer Bart über die Lippen hinweg und an den Seiten des Mundes entlang, wo sich die Enden der Strähnen mit dem Kinnbart vereinigten, die wiederum zusammenkamen mit den langen Haaren rechts und links des Kopfes.

Die Zeit hatte aus dem Henker Lorenzo einen müden, alten Mann, einen Greis gemacht.

Und doch lebte er. Er bekam mit, wie sich die Haut an einigen Stellen seiner Hände löste, abfiel wie dünnes Papier, so daß die blanken Knochen zum Vorschein kamen.

Die Kleidung verblich. Nach einer gewissen Zeit hing sie nur mehr in Fetzen um seinen Körper.

Irgendwann geriet die Verwandlung zum Stillstand. Der Henker blieb so, wie er war, und auch der Nagel steckte noch immer in seiner Kehle. Nur glühte er nicht mehr. Sein stumpfes Ende schaute wie ein dunkler Knopf aus der dünnen Haut des Halses hervor.

Zweimal schaute der Teufel nach ihm.

Er freute sich jedesmal diebisch darüber, wenn er Lorenzo sah. Er konnte es kaum begreifen, tanzte und rieb seine Klauen so stark gegeneinander, daß Funken sprühten.

Der Satan verhöhnte und verlachte Lorenzo. Seine Worte troffen vor Spott und Hohn.

Antworten konnte der Henker nicht. Er blickte den Teufel nur an.

Augen, die tief in den Höhlen lagen und die sehr müde geworden waren. Über ihnen wuchsen die Brauen als schlohweiße Balken. Sie hatten die gleiche Farbe angenommen wie das Haar und der Bart.

Der Teufel verschwand, ließ den Henker allein, und wiederum verstrichen Jahrzehnte oder Jahrhunderte.

In dieser Welt regte sich nichts. So blieb ein Leerraum, ein Vakuum. Es kam auch kein Gefangener hinzu, der Henker blieb allein mit seinem grauenhaften Schicksal.

Um ihn herum drängte sich die Dunkelheit zusammen, als wäre sie verdichtet worden, um den Gefangenen noch stärker in Beschlag zu nehmen. Die Finsternis war wie ein Grab.

Aber es gab eine Dunkelheit, die noch intensiver war.

Wann sie erschien, hätte der Henker nie sagen können. Jedenfalls war sie auf einmal da. Nicht einmal plötzlich, nein, sie hatte sich langsam herangetastet und war eigentlich ein Nichts. Ein Wesen, das nicht erfaßt und begriffen werden konnte und trotzdem auf eine unvorstellbare Art und Weise existierte.

Es näherte sich dem Gefangenen.

Er konnte die Augen nicht schließen, er starrte nur in die Leere hinein, und gerade in diesem schwarzen Vakuum bewegte sich etwas, das noch dunkler war.

Er rollte heran…

Lautlos, unheimlich, wie Nebel und auch so wolkenartig. Ein nicht erfaßbares Gebilde, das die Welt des Teufels erobern wollte und dabei stärker war als der Henker.

Es war eingedrungen, um ihn zu sehen und mit ihm Kontakt aufzunehmen.

Der Henker erwachte zwar nicht aus seiner Starre, doch er spürte etwas. Die Schwärze kroch an ihm hoch, sie berührte ihn. Sie schaffte Kälte, die ihn erwachen ließ.

»Wer bist du?«

Zum erstenmal nach all den Jahrhunderten hörte sich der Henker selbst sprechen. Hätte er gekonnt, er wäre über seine eigene Stimme erschrocken gewesen, denn sie umhüllte ihn von allen Seiten und besaß einen Klang, als wäre sie aus der Tiefe einer Gruft gedrungen.

»Ich bin nicht zu fassen. Ich bin da, ich bin schon immer dagewesen, ich werde immer bleiben…«

Es war eine Antwort, die alles beinhalten konnte. Sie erreichte den Henker von allen Seiten, und er mußte zugeben, daß tatsächlich die schwarze Wolke gesprochen hatte.

Das konnte er einfach nicht begreifen, obwohl er darüber nachdachte und auch zu einem Entschluß gekommen war.

Diese Wolke schien kein Abgesandter des Teufels zu sein. Sie war aus

einem anderen Reich gekommen, wie er annahm. Möglicherweise gehörte sie zu den Feinden des Höllenherrschers.

»Ich kenne dich nicht!« flüsterte der Henker. »Du bist nicht der Satan – oder?«

»Nein, das bin ich nicht.«

»Hast du einen Namen?«

»Ich bin überall und nirgends. Ich bin der Schatten, mein Reich ist der Schatten.«

»Bist du der Schatten des Todes, der sich nach dem letzten Atemzug über einen Sterbenden legt?«

»Das bin ich auch nicht. Ich setze mich aus dem zusammen, was mir die Seelen der getöteten Dämonen bringen. Ich stehe nicht auf der Seite des Teufels, wir sind Gegner.«

Das hörte Lorenzo gern, auch wenn er es noch nicht begreifen konnte. Zudem rechnete er wieder mit einem Trick des Höllenherrschers. Damit war dieser reichlich gesegnet.

»Dann hast du keinen Namen?«

»Doch, man nennt mich Herr oder Herrscher im Reich der Schatten. Ich bin der Spuk!«

Jetzt war es heraus, doch Lorenzo, der Ahnungslose, konnte auch mit diesem Begriff nichts anfangen. Nie zuvor hatte er von einer Gestalt gehört, die sich aus Wolken zusammensetzte und sich Spuk nannte.

»Du kennst mich nicht?«

»Nein.«

»Es ist schade, daß du denjenigen nicht kennst, der dich von deinem Los befreien will.«

Diese Worte machten den Henker munter. Zwar stand er nach wie vor starr, aber was er da gehört hatte, wagte er kaum zu glauben.

»Be… befreien?« fragte er vorsichtig.

»So ist es.«

»Und der Teufel?«

»Wird nichts dagegen unternehmen können. Es gibt viele Dämonen, die er schafft, nur mich nicht. Ich biete ihm die Stirn.«

»Hast du ihn schon vernichtet? Bist du jetzt der neue Herrscher der Hölle?«

»Leider nein. So vermessen, wie du es warst, bin ich nicht, mein Freund. Ich kenne auch meine Grenzen, das kannst du mir glauben. Der Teufel und ich sind gleich stark. Keiner kann den anderen richtig besiegen, aber jeder kann jeden reinlegen.«

»Das hast du gemacht?«

»Schon oft.«

»Und jetzt?«

»Werde ich dem Teufel wieder ein Schnippchen schlagen, und zwar durch dich, mein Freund.«

»Wie denn?«
»Ich will dich befreien, nur deshalb bin ich gekommen.«
Der Henker hatte regelrecht darauf gelauert, daß der Spuk dies sagen würde. So etwas wie ein Strahl der Freude durchzuckte ihn.
Plötzlich bekamen seine Augen Glanz.
»Nun?« grollte es ihm aus der schwarzen Wolke entgegen.
Er lachte leise und fuhr mit fünf Fingern durch sein Haar. »Was soll ich dazu sagen…?«
»Du kannst dich freuen.«
»Nichts ist umsonst«, sagte der Henker. »Ich bin es gewohnt, mißtrauisch zu sein.«
»Das kann ich mir vorstellen.« Wieder grollte die Stimme wie ein zitternder Donner. »Aber ich verlange nicht viel von dir für deine Befreiung.«
»Jetzt kommt der Pferdefuß.«
»Es ist keiner!« widersprach der Spuk.
»Bitte – was…?«
»Nein, ich werde dich befreien, und du wirst mir dankbar sein müssen. Du wirst es sogar mit Freuden tun, das kann ich dir versprechen. Denn du sollst dort weitermachen, wo du vor Hunderten von Jahren aufgehört hast, mein Freund.«
»Als Henker?«
»Nicht direkt. Ich werde dich jetzt etwas fragen. Haßt du den Teufel?«
»Ha!« Lorenzo brüllte das Wort hervor. »Hassen? Und wie ich ihn hasse. Er ist ein Wahnsinn, er ist furchtbar. Ich kann mir keinen schlimmeren Gegner vorstellen als ihn.«
»Dann sind wir uns einig.«
»Wie lautet dein Plan genau, Spuk?«
»Er ist ganz einfach. Wenn ich dich befreit habe, wirst du dich auf die Suche nach dem Teufel machen.«
»Das habe ich schon einmal getan. Er war mir über. Schau mich an!« brach es aus Lorenzo hervor. »Sieh, was aus mir geworden ist, verdammt noch mal!«
»Ich weiß es.«
»Wie soll ich den Teufel stellen können, wo man mir alles genommen hat? Wie denn?«
»Du wirst deine alte Kraft zurückbekommen, das kann ich dir versprechen, Lorenzo.«
»Gut, sage mir endlich, was ich tun soll, um dem Teufel meine Rechnung zu geben.«
»Du darfst natürlich nicht allein kämpfen. Du mußt dir Helfer suchen, das ist es.«
»Gegen den Teufel? Daran kann ich nicht glauben. Der Satan ist

mächtig. Auch wenn lange Zeiten vergangen sind, er wird es noch immer schaffen, Angst und Schrecken zu verbreiten.«

»Stimmt genau, mein Freund. Den Teufel hat bisher niemand besiegen können.«

»Was also redest du dann?«

»Die Zeiten sind nicht nur vergangen, sie haben sich auch geändert. Inzwischen gibt es Personen, die dem Teufel durchaus die Stirn bieten können. Menschen, die ihn jagen, die ihn vernichten wollen. Die mußt du dir als Helfer nehmen.«

Lorenzo war sprachlos geworden. Er stand da und starrte ins Leere. Ihm fiel einfach nichts mehr ein, was er noch fragen wollte, obwohl ihm zahlreiche Fragen auf der Seele brannten.

»Nun?«

»Ich weiß es nicht!« flüsterte er. »Es kommt für mich nach all dieser Zeit zu überraschend.«

»Du kannst dich anpassen, du wirst dich sogar anpassen müssen, Lorenzo. Aber du wirst auch weitermachen und den Schrecken verbreiten können. Denn damit lockst du ihn auf deine Spur.«

»Wen?«

»Einen Mann, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Kräfte des Bösen zu bekämpfen. Er ist ein Geisterjäger, und er heißt John Sinclair.«

»Ihn kenne ich nicht.«

»Du kannst ihn auch nicht kennen, denn ihr beide stammt aus verschiedenen Zeiten.«

»Und weiter?« Lorenzo bekam plötzlich Oberwasser. Obwohl noch immer der verdammte Nagel in seiner Kehle steckte, spürte er, daß sich die Dinge drehten. Das Schicksal in Gestalt dieser lichtlosen, pechschwarzen Wolke schien der Hölle selbst einen Streich gespielt zu haben.

»Locke diesen Geisterjäger dorthin, wo du immer aufgetreten bist. Wo du gewütet hast…«

»Nach Italien…«

»So ist es.«

»Wird er kommen?«

Aus der Wolke erklang ein grollendes Lachen. »Keine Angst, ich werde dafür sorgen, daß er erscheint.«

»Aber ich soll ihn nicht töten?«

»Nein, wenn du auf ihn triffst, zwinge ihn dazu, daß er den Teufel sucht. Daß er ihn herbeilockt. Wenn er kommt und ihr ihm gegen übersteht, wird Sinclair versuchen, ihn zu vernichten. Es ist die Frage, ob ihm das gelingen wird. Er kann ihn höchstens schwächen, wie er es schon einige Male getan hat. Sollte das eintreten, ist deine Stunde gekommen, Henker. Dann kannst du Rache nehmen, dann hält sich

der Teufel nicht in der Hölle auf, sondern woanders.«

»Falls er mich nicht schon vorher erwischt!« flüsterte Lorenzo rauh. »Er wird merken, wo ich stecke, er wird auch herausfinden, daß ich nicht mehr in seinem Reich gefangen bin. So etwas merkt der Teufel, das kann ich dir versprechen.«

»Abwarten, ich bin ebenfalls da!«

»Wirst du mir helfen?«

Wieder erklang ein Lachen aus der Wolke. »Mal sehen, wie es läuft, mein Freund. Der Plan steht, die Fäden sind gezogen, das Netz ist gespannt. Ich erwarte deinen ersten Auftritt.«

»Als Gefangener?«

»Das wird sich ändern, Lorenzo.«

Der Henker war gespannt, wie die Wolke es bewerkstelligen wollte, ihn zu befreien. So recht dran glauben konnte er nicht. Zeit verstrich. Dabei überkam ihn der Eindruck, als würde sich die Wolke um ihn herum noch stärker zusammenziehen und verdichten. Sie übte einen regelrechten Druck auf ihn aus.

Direkt vor seinen Augen stand sie als pechschwarze, sich bewegende Wand.

Aus ihr schoß etwas hervor…

Es war zuerst nicht zu erkennen, doch es kam näher und formte sich dabei zu einer Klaue.

Eine dunkle, grünlich schimmernde Echsenhand drang aus der Wolke und berührte einen Moment später den Hals des Henkers.

Zuerst tastete sie ihn ab, dann hatte sie das Ziel gefunden.

Den aus dem dünnen Fleisch ragenden Nagelkopf!

Die Echsenklaue umklammerte ihn. Ein blitzschneller Ruck, ein Zug, das reichte.

Lorenzo war frei!

Er konnte es nicht glauben. Erst als er innerhalb der schwarzen Wolke den Nagel sah, der wieder rot aufstrahlte, da wußte er, daß die Gefangenschaft ein Ende hatte.

Der Nagel glühte in der schwarzen Wolke wie ein Fanal. Ein dunkelroter Strich, aber auch ein Zeichen dafür, daß jetzt alles vorbei war.

Dann verschwand er.

Die Wolke besaß tatsächlich die Kraft, den Nagel zu vernichten.

Lorenzo hörte noch ein feines Zischen, als wäre Wasser über die Glut gekippt worden, dann war es vorbei.

»Und nun!« drang die Stimme aus der lichtlosen Schwärze, »wirst du das tun, was ich dir geraten habe. Verlasse die Hölle in meiner Begleitung, Lorenzo, denn ich führe dich an die Stelle, wo du dich der Welt wieder zeigen wirst.«

Lorenzo versuchte es.

Er bewegte sein rechtes Bein – es klappte. Er ging den ersten Schritt, und nichts hielt ihn mehr auf.

Lorenzo, der grausame Henker, war nach all den Jahrhunderten wieder freigekommen.

Die Welt würde von ihm hören…

***

Mailand!

Ein Sonntagmorgen, über der Stadt lag ein blasser, wolkenloser Himmel. Kein Regen war in Sicht. Die weite Po-Ebene sah im Schein der Sonne aus wie gebadet.

Trockenheit überall. Das Wasser wurde allmählich knapp. Es war in einigen Orten bereits rationiert worden. In den nördlichen Gebirgsregionen fiel kaum Schnee. Die Verluste der Gastwirte und Hoteliers gingen bereits in die Milliarden.

Italien stand Kopf.

Auch im Mittelteil des Landes und im Süden sah es nicht anders aus. Da litt die Erde unter der extremen Trockenheit und drohte zu versteppen.

Die Menschen warteten seit Wochen vergebens auf den Regen.

Selbst im Vatikan war der Papst unruhig geworden und hatte einen Erlaß herausgegeben, damit die Gläubigen in den Kirchen den Herrgott bitten, endlich Regen zu schicken.

In zahlreichen Gotteshäusern Italiens kam man diesem Wunsch nach. Auch im Dom zu Mailand, diesem gewaltigen prächtigen Bauwerk, das an diesem Sonntag ebenfalls vom Licht der fahlen Wintersonne gebadet und nicht durch Dunstschleier umflort wurde.

Er war gut besucht. Die Menschen besannen sich; sie hatten plötzlich bemerkt, wie abhängig sie doch von gewissen Dingen waren.

Das Wasser war so wichtig. Ohne Wasser lief nichts. Deshalb beteten sie zum Herrgott, daß er ihnen den Regen schicken sollte.

Doch der Himmel blieb klar. Zwar brachte die polare Kaltluft aus dem Norden Niederschläge mit, doch die erreichten die Po-Ebene leider nicht.

Mächtiger Orgelklang erfüllte das Innere des Doms. In ihn hineinbrausend die Stimmen der Gläubigen, vereint im Gesang.

Zu denen, die diesen Gottesdienst nicht besuchten, weil sie schon kurz nach dem Wecken in der Kirche gewesen waren, gehörten zwei Mönche.

Einer, in mittleren Jahren, hieß Pater Bernardo. Der andere, der praktisch sein Ziehvater und Lehrer gewesen war, jetzt aber, im hohen Alter, nicht mehr die Kraft hatte, die Lehren weiterzugeben. Der alte Mönch lebte inmitten des Domkomplexes und wurde von seinen Brüdern gepflegt – bis zum Tode. So sah es die Vereinbarung vor,

denn die Kirche ließ niemand fallen, der einmal treu zu ihr gestanden hatte.

Der alte Padre lebte in einem kleinen Zimmer, das kaum größer als eine Mönchszelle war. Das hohe Alter hatte seine Sehkraft so stark geschwächt, daß er auch mit einer starken Brille kein Buch mehr lesen konnte. Er sah seine Umwelt nur mehr verschwommen, aber er wußte genau, daß es Bernardo war, der die Tür öffnete, um seinem Lehrmeister einen Besuch abzustatten.

Der alte Mönch saß neben seinem Bett. Er schaute zum Fenster, wo der Schein der Sonne seinen Weg fand und ihm das Gesicht wärmte.

»Du bist es, mein Freund«, sagte er, »bitte, komm her zu mir und setz dich.«

»Danke, Francesco.«

Bernardo nahm Platz. Beide schwiegen. Vom Dom her hörten sie das Läuten der Glocke.

»Jetzt ist die Wandlung!« flüsterte der alte Mann. »Wo sind die Zeiten geblieben, als ich noch eine Heilige Messe leiten durfte?«

»Andere haben die Aufgabe übernommen.«

»Ja, Bernardo, ja, Das ist auch gut so. Die Kirche kann nicht zerstört werden, auch wenn sich der Teufel noch so sehr darum bemüht. Mailand ist nicht Turin, hier steht ihm als Bollwerk unser prächtiger Dom im Wege. Daran kommt er nicht vorbei.«

»Weshalb sagst du mir das gerade jetzt, mein alter Freund?«

Im Gegensatz zu den Augen war das Gehör des Padre noch vollkommen in Ordnung. So hatte er auch die leise gesprochene Frage verstanden.

»Weil ich Schlimmes befürchte. Ich kann nicht mehr gut sehen, aber ich kann es fühlen. Es kommt etwas über uns. Der Teufel ist erstarkt. In Turin gibt es viele Menschen, die ihn bereits anbeten, die ihm huldigen, die ihm dienen. Ich weiß es, denn er will hier, im Mutterland unseres Glaubens, Einfluß gewinnen.«

»Kann er das denn?«

»Ich weiß es nicht, aber es ist gefährlich. Etwas wird uns erreichen, Bernardo, glaub es mir.«

Der Jüngere lächelte. So ganz traute er den Worten seines Ziehvaters nicht. Er gehörte zu den Menschen, die die Welt sahen, wie sie war. Bernardo war ein hochaufgeschossener Mann mit pechschwarzen Haaren, die er gescheitelt trug. Sein Gesicht hatte einen freundlichen, friedlichen Ausdruck, aber die dunkelbraunen Augen blickten hellwach und sehr klar. Ihm konnte man so leicht nichts vormachen.

»Denkst du über meine Worte nach, Bernardo?«

»Ja, das tue ich.«

»Es ist gut. Nimm einen Rat von deinem Lehrmeister trotz allem an. Du solltest dich nach Turin begeben und dem Teufel das Kreuz zeigen.

Sorg dafür, daß die dekadente Geldgesellschaft sich wieder auf die alten Werte besinnt und nicht den Höllenkräften zu Diensten ist. Wenn du das schaffst, hast du der Menschheit einen großen Dienst erwiesen. Danach müßtest du streben.«

»Ich weiß es Francesco, aber du kennst die Schwierigkeiten. Ich kann nicht einfach mein Bündel packen und nach Turin gehen. Ich müßte einen Auftrag erhalten.«

»Dann überzeuge deinen Abt, daß er dich schickt. Es hängt viel davon ab. Sieh du zu, daß du Schicksal spielen kannst. Man wird dir dankbar sein.«

»Vielleicht.«

Der alte Mönch nickte. »Ich möchte etwas trinken«, sagte er.

»Weißt du noch, wie wir damals unseren Selbstgebrannten Grappa getrunken haben, Bernardo?«

»Wie könnte ich das je vergessen?«

»Ich habe noch eine Flasche. Sei so gut und hol sie aus dem kleinen Schrank. Gläser stehen dort auch.«

Der Schrank war nicht mehr als ein Spind, auch nicht breiter. Bernardo öffnete die Tür. In Augenhöhe standen die Grappa-Flasche und Gläser auf dem Boden eines Regalbretts.

Beides stellte er auf den Tisch.

»Und jetzt schenk ein, Bernardo. Mach es wie früher. Sei nicht zu geizig.«

Bernardo mußte lachen. »Mein lieber Freund, der Grappa hat es in sich.«

»Das muß auch so sein. Der echte ist immer stark. Bitte, ich brauche ihn. Es kann der letzte Grappa meines Lebens sein.«

Der Satz erschreckte Bernardo. Er hatte den Korken aus der Öffnung gezogen, seine Hand aber rührte sich nicht. Sie blieb neben der Flasche auf dem Tisch liegen.

»Du schenkst ja nicht ein? Ich höre nichts.«

»Bitte, Francesco, wie kannst du einen alten Schüler und Freund nur dermaßen erschrecken?«

Der Ältere lachte. »Aber was hast du, Bernardo? Ich habe nicht gelogen. Es kann der letzte Grappa meines Lebens sein. Stell dich nicht so an. Wir sind erwachsen.«

»Du trinkst fast jeden Tag einen«, sprach Bernardo in das Gluckern der aus der Flaschenöffnung strömenden Flüssigkeit.

»Das stimmt.«

»Wenn du aber so denkst, müßtest du damit rechnen, noch heute zu sterben?«

Pater Francesco stöhnte auf. Er wischte über sein Gesicht, dessen helle Haut durch Altersflecken gezeichnet war. »Ich glaube, Bernardo, ich habe den Ruf unseres Schöpfers bereits empfangen, das er gewillt

ist, mich zu sich zu nehmen.«

»Unsinn, du hast noch Kraft. Du bist ein festes Glied der Gemeinschaft. Viele Jüngere unserer Brüder holen sich Rat bei dir. Auch mir ist es so ergangen.«

»Ja, ja, ja…« Der Pater winkte ab. »Irgendwo stimmt das auch. Aber ich weiß, daß man mich auch oft nicht ernst nimmt. Man kommt nur her, spricht einige Sätze mit mir und geht wieder. Ich bin einfach zu alt für diese Welt, die nicht mehr die meine ist. Die langen Jahrzehnte haben viel gebracht, es hat sich eine Menge verändert und nicht immer zum Guten, wie du auch weißt.«

»Das ist korrekt.«

Padre Francesco griff nach seinem Glas. Er mußte es zunächst ertasten, dann umfaßte er es mit festem Griff und hob es an. »Laß uns darauf trinken, mein Freund! Auf den letzten Rest oder die letzten Tage unserer Freundschaft. Salute«, sagte er wie ein alter Thekengänger und setzte den Rand des Glases an die Lippen.

Er konnte nicht erkennen, daß Bernardo sein Glas nicht einmal zu einem Fünftel gefüllt hatte. In dem des Alten schimmerte die gelbliche Flüssigkeit zur Hälfte.

Wenn Pater Francesco trank, glich dies einer Zeremonie. Zuerst schmeckte, dann schlürfte, dann kippte er. Es machte ihm auch nichts aus, fast alles zu trinken.

Mit einem wohligen Stöhnlaut setzte er das Glas wieder ab. »Ja, das hat gutgetan. Es war wundervoll. Ich liebe den Grappa. Wir haben ihn sehr gut gebrannt.« Er hörte, wie Bernardo das Glas abstellte und fragte: »Hast du es schon leer?«

»Nein, noch nicht.« In der Tat bedeckte noch ein Rest die runde Fläche.

»Dabei hattest du weniger.«

Fast wäre Bernardo noch rot geworden. Dieser alte Fuchs, dachte er, hat dich doch tatsächlich überlistet.

»Jetzt staunst du, nicht?«

»In der Tat.«

»Ja, mein Freund.« Padre Francesco hob eine Hand, streckte den Finger aus und bewegte ihn. »Ich sage dir nur eines: Manchmal braucht man seine Augen nicht, um sehen zu hören. Man kann auch mit den Ohren sehen, wenn du verstehst.«

Bernardo begriff schnell. »Du hast es gehört, nicht? Als ich mir den Grappa einschenkte.«

»Richtig.«

»Raffiniert.«

Francesco freute sich diebisch! Er griff wieder zu und trank auch noch den Rest. »Wie lange willst du noch bleiben, Bernardo?«

»Über Mittag.«

»Si, das ist gut. Die Nonnen sollen ein prächtiges Essen zubereitet haben. Einen Kaninchenbraten. Weich wie Butter und ausgezeichnet gewürzt. Mit Kräutern aus der Toscana. Das Essen lasse ich mir auch nicht entgehen, Bernardo. Aber wenn du wirklich so lange bleiben willst, könntest du mir einen Gefallen tun.«

»Gern.«

»Führe mich noch etwas in den Garten, mein Sohn. Ich will die frische Luft genießen.«

»Natürlich. Sofort?«

»Si.«

Der alte Mann stand auf. Bernardo wollte ihm dabei behilflich sein, doch der Padre winkte ab. »Nicht so, mein Sohn. Ich bin alt genug, um mich noch allein bewegen zu können.«

»Entschuldige.«

Francesco reckte sich. Sein schlohweißes Haar war schütter geworden. Die Bartstoppeln auf Kinn und Wangen sahen aus wie ein feiner, heller Schleier.

»Reich mir deinen Arm, mein Sohn«, bat der Ältere, als sie das Zimmer verlassen hatten und durch den kahlen Gang schritten. Die Wände waren weiß und besaßen als einzigen Schmuck hin und wieder ein schlichtes Holzkreuz. Unter den Kreuzen hingen mit Weihwasser gefüllte Becken.

Der Weg führte in den Garten. Er lag im Schatten des Mailänder Doms, aber dort, wohin sich keine Touristen verirrten. Die hielten sich meist auf der *piazza grande* vor dem Bauwerk auf.

Die Messe war beendet. Über die Trennmauer hinweg hörten die beiden Mönche das Summen der Stimmen, als die Gläubigen den Dom verließen.

Der Garten war von den Mönchen selbst angelegt worden und wurde auch von ihnen gepflegt. Im Sommer ein kleines Refugium, mit Pavillons und Bänken geschmückt, auf denen die Mönche verweilen und ihren Gedanken sowie Gebeten nachkommen konnten.

Die Wege liefen schachbrettartig. Sie waren von hohen Hecken umsäumt, die regelmäßig gestutzt wurden.

Ein wunderschöner Flecken Erde, den alle sehr liebten. »Die Luft ist wunderbar«, sagte der alte Mönch. »Ich habe das Gefühl, sie schmecken und trinken zu können.«

»Ja, schon fast zu wunderbar.«

»Wie meinst du das?«

»Wir brauchen Regen, Francesco, richtigen Regen. Menschen und Tiere leiden schon unter der Dürre.«

»Ich weiß es, Bernardo. Auch ich gehöre zu denen, die für Regen gebetet haben. Der Heilige Vater hat es so gewünscht.«

Er sah nicht, daß Bernardo die Stirn in Falten legte, denn er dachte

etwas anders darüber.

Sein Lehrvater streckte die freie Hand aus. »Ich weiß genau, wie ich zu gehen habe, obwohl ich nicht sehe, wo sich die einzelnen Wege befinden. Aber ich rieche die Hecken und sehe ihren Schatten. Komm, wir gehen der Sonne entgegen. Dort befindet sich eine Bank. Laß uns dort in der Sonne verweilen.«

Die Bank lag wirklich günstig. Geschützt von einer Hecke gegen den böigen Wind, lag sie nach vorn, zur Sonne und zum Süden hin offen.

»Ahhh – hier gefällt es mir«, sagte der alte Pater und streckte die Beine aus. »Es ist so wunderbar. Ich freue mich immer, wenn ich das noch genießen darf.«

»Du wirst es noch oft genug können, alter Freund, glaub mir nur.«

»Nein, Bernardo, nein. Ich weiß es besser. Das Schicksal lauert auf mich, das Ende und einen neuen Anfang. Du weißt selbst, daß der Tod erst der Beginn ist.«

»Was redest du denn da?«

»Die Wahrheit.«

»Unsinn, Francesco, das ist nicht die Wahrheit. Du hast dich vor kurzem noch untersuchen lassen, wie du sagtest, der Arzt war zufrieden mit dir.«

»Das stimmt.«

»Dann hör auch auf mit dem Gerede.«

»Nein, mein Sohn.« Der alte Mann hielt sein Gesicht der Sonne entgegen und freute sich über die Wärme auf seiner Haut. »Du siehst das wirklich falsch oder hast mich falsch verstanden. Es ist kein normaler Tod, der mich erwischen will. Ich habe im Traum gesehen, daß ich sterben muß. Und zwar durch die Hand eines anderen. Es gibt diese Wahrträume, mein Sohn. Sie kommen gerade bei älteren Menschen vor, und sie treten immer ein.«

»So habe ich dich ja noch nie reden hören.«

»Man verändert sich eben.«

»Aber nicht sehr zum Positiven.«

»Was hast du gegen die Wahrheit einzuwenden, Bernardo?«

»Nichts. Ich kann nur nicht glauben, daß du die Wahrheit gesagt hast, das ist es.«

»Du wirst es sehen!«

Bernardo nickte heftig. »Ja, bestimmt, in einigen Jahren.«

»Nein!«

»Hör auf, bitte.« Bernardo drehte sich seinem alten Lehrmeister zu und hob schon flehend die Hände. »An einem Sonntag wie diesem möchte ich nicht über den Tod reden.«

Der alte Padre nickte nur, sagte ansonsten nichts und schaute ins Leere.

Bernardo war unruhig geworden. Die Worte seines Lehrmeisters

hatten ihn stärker aufgewühlt, als er zugeben wollte.

Sollte an diesen Berichten über Wahrträume doch etwas dran sein?

Der Himmel war so klar wie selten im Winter. Unter dem lichten Blau zogen Vögel ihre Kreise. Weil ihn die Sonne blendete, hielt er eine Hand halb hoch.

Vom Domplatz her war der Stimmenlärm verstummt. Ruhe kehrte ein in den Garten.

Wegen des warmen Wetters meldeten sich auch die Vögel zurück.

Sie zwitscherten und freuten sich über ihr Dasein. Auf einer Mauer hockten Tauben und starrten in den gepflegten Innenhof hinein. Alles war völlig normal. Von einer Gefahr, wie sie Francesco angekündigt hatte, spürte der jüngere Padre nichts.

Bis die Tauben wegflogen.

Eigentlich etwas völlig normales, doch andere Vögel taten es ihnen gleich und stiegen vom Garten her, wo sie sich wohl gefühlt hatten, dem blauen Himmel entgegen.

Darüber wunderte sich Bernardo, sagte jedoch nichts. Trotz seines schlechten Augenlichts konnte man dem alten Mönch nichts vormachen. Er hatte ebenfalls bemerkt, daß etwas nicht stimmte. Das Flattern der Flügel hatte er sehr genau vernommen.

Er lehnte sich nicht mehr an, ruckte nach vorn und blieb kerzengerade hocken.

»Was hast du?«

»Mein Sohn, es ist soweit. Die Stunde meines Todes naht. Die Tiere gaben ein Zeichen.«

»Das ist doch…«

Da spürte es Bernardo auch. Es war wie ein kalter Hauch, der ihn erwischte, über seinen Nacken strich und auch seine Haare nicht ausließ, die sich hochstellten.

Jetzt erhob er sich, drehte sich erst nach links und sah deshalb nicht, was an der rechten Seite geschah.

Dort drang eine pechschwarze Wolke aus der hohen Hecke hervor. Sie war wie ein Nebel, nur eben völlig licht- und lautlos.

Francesco aber sah sie.

»Bernardo!« rief er. »Bitte…«

Der Jüngere flirrte herum.

Er sah die Wolke und die furchtbare Gestalt in ihrem Innern. Lorenzo, der Henker, war da!

***

Er sprach nicht ein Wort. Er stand da, umhüllt von den dunklen Schwaden, stützte sich auf seinem Schwert ab und hatte seine Knochenhände übereinander gelegt.

Das schlohweiße Haar wallte wie eine Matte um seinen

langgestreckten Kopf, wobei es sich unterhalb des Kinns mit dem Bart vereinte.

Der alte Padre hatte von einem grausamen Tod gesprochen. War diese Gestalt der Tod?

Selbst Lorenzo konnte nicht sprechen. Er wollte die rechte Hand heben und ein Kreuzzeichen schlagen, auch das schaffte er nicht.

Der Anblick bannte ihn auf der Stelle.

Ein fast nur aus Fetzen bestehender Umhang umwallte den Körper der Gestalt, die aus blassen, laternenhaften Augen den beiden Mönchen entgegenblickte.

Francesco hatte sie ebenfalls gesehen. Auch wenn er sie nicht genau erkennen konnte, wußte er doch, wen er vor sich hatte und wer ihm erschienen war.

»Du bist der Tod!« sagte er. »Ich habe dich erwartet. Ich habe dich gespürt. Du kannst mich nehmen, ich werde mich dir nicht in den Weg stellen und mich wehren. Bitte…«

»Nein!« keuchte Bernardo, der endlich wieder handeln konnte. Er sprang auf seinen Lehrmeister zu, um ihn von der Bank zu ziehen, als der Unheimliche das Richtschwert hob.

Er bewegte seine Arme schnell und zackig, er wollte den Mord, und die Klinge schwebte plötzlich über beiden Männern.

Francesco merkte dies und handelte entsprechend.

Bernardo konnte den Aufschrei nicht unterdrücken, als ihn der harte Stoß mit dem Ellenbogen in der Magengegend traf. Er taumelte zurück und geriet aus der Reichweite dieser fürchterlichen Waffe.

Sie raste nach unten.

Bernardo hörte noch einen dumpfen Laut, dann sank sein Lehrmeister nach vorn und fiel bäuchlings zu Boden. Sein Rücken war getroffen worden, die Kutte voller Blut.

»Francesco!« brüllte der Padre. »Gütiger Gott, ich…«

»Er ist der erste«, erklärte der Henker mit dumpfer Stimme, bevor er zurück in die Wolke tauchte, die sich um seine Gestalt schloß wie ein Etui.

Sie zog sich ebenso lautlos zurück, wie sie gekommen war, verbarg den Henker und löste sich zusammen mit ihm auf.

Zurück blieb ein Toter und ein Padre, der die Welt nicht mehr verstand.

Sein Schrei war über die Mauern des Gartens hinweggedrungen und auch gehört worden.

Plötzlich waren die Helfer da und wichen entsetzt zurück, als sie das Bild sahen.

Padre Bernardo kniete neben seinem toten Lehrmeister und weinte. Die Hände hielt er dabei zum Gebet gefaltet. Man fragte ihn nach Erklärungen, aber er schüttelte nur den Kopf und bat darum, den

Bischof sprechen zu dürfen.

Das geschah zwei Stunden später.

Der Bischof belächelte den Padre nicht, als er dessen Version hörte.

Er nickte nur hin und wieder. Anschließend ließ er sich noch einmal den Mörder beschreiben.

»Ja, ich glaube, daß ich dir helfen kann, Bernardo.« Der Bischof griff zum Telefon und ließ sich durch einen Bediensteten ein Buch bringen. Es war ein historisches Werk, das sich vor allen Dingen mit den mittelalterlichen Gräueltaten beschäftigte, die sich in der Gegend um Mailand ereignet hatten.

Darin waren auch die schrecklichen Taten eines Henkers namens Lorenzo aufgeführt.

»Aber der ist tot, er kann nicht mehr leben«, flüsterte Bernardo.

»Davon sollten wir ausgehen.«

»Und jetzt?« Bernardo hob die Schultern. »Ich… ich weiß mir keinen Rat mehr.«

»Hm.« Der Bischof lehnte sich zurück. »Ich wüßte vielleicht eine Möglichkeit. Man sollte jemand informieren, den ich anläßlich eines bestimmten Besuches kennengelernt habe. Es ist ebenfalls ein Bruder von uns, nur lebt er in einem anderen Land. Ich glaub, daß Padre Ignatius genau weiß, was jetzt zu tun ist…«

***

Wir hatten hohen Besuch beim Yard!

Nicht die Queen, auch keine Minister oder andere Adelige, nein, es war ein Mann, der normalerweise in einem schottischen Kloster in den Grampian Mountains lebte. Er war nach London gereist, um sich den Yard anzuschauen, um etwas zu plaudern und um uns ein Paket mitzubringen.

Ein Paket mit geweihten Silberkugeln!

Father Ignatius war derjenige, der sie herstellte. Nicht maschinell, nein, in Handarbeit, die normalerweise niemand bezahlen konnte, aber er fühlte sich einfach dazu verpflichtet, uns auf diese Art und Weise zu helfen für den Gotteslohn. Das Silber bekam er gestellt, die Kugeln drehte er selbst und weihte sie auch.

Father Ignatius gehörte keinesfalls zu den alten, in sich gekehrten und etwas verschroben wirkenden Mönchen, wie man sie mal als Karikatur sieht. Das Gegenteil war der Fall. Trotz der Abgeschiedenheit des Klosters war er allem Modernen gegenüber aufgeschlossen.

Er wußte von den verschiedenen Strömungen in der Kirche, seine Ansichten waren glasklar und überzeugten auch durch ihr immenses Wissen.

Dennoch vergaß er die andere Seite nicht. Die dunkle Seite des

Lebens oder des höllischen Daseins.

Mehrere Male hatte Father Ignatius an meiner Seite gegen die Mächte der Finsternis gekämpft, und wir hatten auch erleben müssen, wie das Kloster in den Bergen von AEBA, den vier gefährlichen Horror-Reitern überfallen worden war.[1]

Da hatten wir Seite an Seite gefightet, genau wie in anderen, prekären Situationen.

Suko und ich hatten uns quasi einen Tag frei genommen, um Father Ignatius durch das Yard Building zu führen. Die Kollegen in den wissenschaftlichen Abteilungen waren von uns einiges gewohnt, aber als wir mit einem Mönch auftauchten, da staunten sie doch.

Noch größere Augen bekamen sie, als Father Ignatius damit an fing, konkrete Fragen zu stellen, die allesamt wissenschaftlich fundiert waren und von einer großen Sachkenntnis zeugten.

Auch ich konnte nur den Kopf darüber schütteln und fragte ihn, als wir in einem der unterirdischen Gänge eine Pause einlegten, woher er das alles wußte.

Sein Gesicht nahm einen pfiffigen Ausdruck an. Er strich das dünne, etwas schüttere Haar und lächelte, bevor er eine Antwort gab.

»Das ist doch einfach, John. Ich drehe eben nicht nur Silberkugeln. Unser Kloster besitzt eine hervorragend ausgestattete Bibliothek, deren Bücher nicht nur zum Anschauen da sind.«

»Dann liest du oft?«

»So ist es.«

»Habt ihr nicht auch eine Glotze?« fragte Suko.

»Mehrere. Doch du kennst ja die Programme, John. Es lohnt sich nicht oft.«

»Da hast du recht.«

»Was werden wir noch alles sehen?« Der Father schaute auf seine schlichte Uhr.

»Wieso? Hast du es eilig?«

»Nein«, er beugte sich vor und gab die Antwort fast verschwörerisch. »Ich habe Hunger.«

Suko und ich mußten lachen. »Ja«, mein Freund nickte. »Das kommt mir übrigens sehr gelegen.«

»Wie ist denn eure Kantine?«

Ich hob die Schultern. »Von der Einrichtung her recht nett, vom Essen weniger.«

»Dann laß uns zum Italiener nebenan gehen«, schlug Suko vor.

»Das wollte ich auch.«

Der Italiener war unser Stammlokal für die Mittagspause. Und nicht allein wir gingen dorthin, auch andere Kollegen schlugen sich des Mittags um die Tische.

Vom nächst erreichbaren Telefon aus rief Suko an. Wir hatten Glück.

Man konnte uns einen Tisch reservieren.
»Die Fahndungsabteilung wäre dann etwas für den Nachmittag«, erklärte Suko.
»Ist mir recht.«
Mit dem Lift fuhren wir wieder hoch in unser Büro, wo Glenda wartete. Sie lächelte den Pater an. »Na, Father, hat es Ihnen bei uns gefallen?«
»Ja, Glenda, ja.« Er nickte. »Ich bin überwältigt, aber ich habe auch Hunger bekommen.«
»Oh!« rief Glenda, »einen Salat könnte ich auch vertragen.«
»Dann kommen Sie doch mit.«
»Schon erledigt«, meldete Suko. »Ich habe einen Tisch für vier Personen bestellt.« Er grinste breit. »Schließlich denkt man ja mit, nicht wahr?«
»Das ist mir neu.«
»Untersteh dich.«
»Und wann gehen wir?« fragte Glenda.
»Eigentlich jetzt.«
»Okay, ich stelle nur meine Maschine aus.« Sie ging zum Haken und nahm ihre dreiviertellange Jacke ab, die sie sich über die Schultern hängte.
»Eine hübsche Person«, sprach mich der Mönch an. »Sag ehrlich, John, wie oft bist du schon schwach geworden.«
Daß ich noch rot werden konnte, merkte ich in den folgenden Sekunden. »Einige Male«, gab ich zu.
»Das ist eben das Schöne an uns Menschen«, sagte der Father.
»Wir sind keine Roboter.«
»Bestimmt nicht.«
»Können wir abdampfen?« rief Glenda aus dem Vorzimmer.
»Alles klar.«
Zehn Minuten später betraten wir das Lokal. Es gehörte schon zu den besseren seiner Klasse, denn es wurden nicht nur Pizza oder Lasagne serviert. Man bekam auch Menüs, und die beiden Besitzer empfahlen besonders ihre tagesfrischen Gerichte, deren Zutaten sie stets frisch auf dem Mark kauften.
Da wir bekannt waren, fiel die Begrüßung entsprechend herzlich aus. Auch Father Ignatius wurde wie ein Freund willkommen geheißen.
»Was darf ich euch denn heute kochen?« wurden sie gefragt, als wir saßen.
»Mir nicht so viel!« rief Glenda.
»Ich weiß, Signorina. Nur Salat.«
»Genau.«
»Ich habe Hunger.« Ignatius deutete auf seinen Magen. »Bei uns wird nicht italienisch gekocht.«

»Das ist ein Fehler!« rief der Besitzer. »Sie sollten es wirklich ausprobieren.«

»Ich glaube es Ihnen ja. Nur kann ich allein unseren Koch davon nicht überzeugen.«

Father Ignatius entschied sich für ein Gericht, das nicht auf der Karte stand. Frisch zubereiteter St. Peters Fisch in einer Champagnersoße, dazu feine Nudeln, etwas Broccoli und etwas Reis.

»Und eine Vorspeise.«

»Da kann ich den italienischen Wurstteller empfehlen. Die Zutaten sind nicht so mächtig.«

»Einverstanden.«

Ich entschied mich für eine kleine Pizza, Suko für eine große. Ignatius bestellte einen trockenen Soave, Suko und ich Mineralwasser, worüber der Mönch den Kopf schüttelte.

»Das begreife, wer will«, sagte er, »ich nicht.«

»Wir sind im Dienst.«

»Unsinn, Freunde, heute lassen wir es uns gutgehen.« Er hob sein Glas. »Auf daß wir noch lange beisammen sein können.«

»Das meine ich auch!« erwiderte Suko.

Als Appetithappen bekamen wir frisches, ofenwarmes Brot und Kräuterbutter gereicht.

Während wir aßen, rückte Father Ignatius mit einer Bemerkung heraus, die mich wunderte. »John, wenn ich dich so ansehe, habe ich das Gefühl, daß es dir in der letzten Zeit nicht gut ergangen ist. Hast du schwere Probleme gehabt?«

»In der Tat.«

»Darfst du darüber reden?«

»Natürlich.«

Wir berichten ihm davon, daß unser alter Freund Kommissar Mallmann zu einem Vampir geworden war und nun versuchte, eine neue Macht von Blutsaugern, weltweit aufzubauen.

Der Mönch zeigte sich geschockt. »Das darf doch nicht wahr sein«, flüsterte er. »Tatsächlich Will Mallmann?«

»Wenn ich es dir sage.«

»Gütiger Gott – wieso?«

»Es war Pech, meine ich.«

»Ein Unglücksfall«, fügte Suko hinzu. »Und deshalb so schlimm, weil Mallmann sämtliche Tricks kennt. Der war beim BKA und ist mit allen Wassern gewaschen.«

»Das scheint mir auch so.«

Unser Essen kam, so daß wir das leidige Thema beschließen konnten. Father Ignatius aß mit einem sehr gesunden Appetit. Wir konnten zuschauen, wie es ihm schmeckte. Auf einen Nachtisch jedoch mußte er leider verzichten, Vorspeise und Hauptgericht waren einfach zuviel

gewesen. Nach dem Essen gönnte er sich eine gute Zigarre. Die Torpedos steckten in einem braunen Etui, das er unter seiner Kutte verborgen hielt.

Nachdem die ersten blauen Wolken der Decke entgegenstiegen, nickte er nachdenklich. »Irgendwie kommt es mir wie eine Fügung des Schicksals vor, daß wir in einem italienischen Lokal sitzen.«

»Wieso das?« wunderte ich mich.

»Es gibt nämlich noch einen zweiten Grund, weshalb ich euch besucht habe.«

»Der wäre?« fragte Suko.

»Es ist dienstlich und überhaupt nicht spaßig. Dabei geht es als Einsatzort um Italien.«

»Bitte weiter.«

Er schaute mich an, dann Suko und fragte: »Kennt ihr, Lorenzo, den Henker?«

»Nein!« Die Antwort klang wie aus einem Munde.

»Ihr werdet ihn wohl kennenlernen, denn er ist ein grausamer Mörder, der eigentlich seit 700 Jahren hätte tot sein müssen, doch er ist wieder aufgetaucht.«

»Interessant. Und er mordet weiter!«

»Ja, Suko, wieder. Ich habe es von einem italienischen Bruder gehört, der sich keinen Rat mehr weiß, denn er hat zusehen müssen, wie sein Lehrmeister umkam.«

In den folgenden Minuten erfuhren wir eine furchtbar blutige Geschichte, die sich im Mittelalter im oberen Italien zwischen Mailand und dem Lago die Garda, dem Gardasee, zugetragen hatte. Lorenzo, ein Henker im Dienste des Königs, war durch die Provinzen und Städte gereist, um die Exekutionen vorzunehmen. Es war nicht bekannt, wie er ums Leben gekommen war, doch er war plötzlich verschwunden gewesen und jetzt, nach 600 Jahren, tauchte er wieder auf.

»Woher weiß man denn, daß es dieser Lorenzo war?«

»Es gibt Aufzeichnungen über ihn in der bischöflichen Bibliothek von Mailand«, sagte Ignatius. »Bruder Bernardo war sich sehr sicher. Es konnte sich bei dem Mörder seines Lehrmeisters eigentlich nur um diesen Henker handeln.«

»Dann ist er als Zombie zurückgekehrt«, sagte ich.

»Das weiß man nicht. Jedenfalls hat er sich verändert. Er wurde praktisch nur anhand seines Richtschwerts identifiziert, das damals leider eine blutige und traurige Berühmtheit erlangt hat.«

»Und du meinst«, sagte ich, »wir sollten uns um diesen Fall einmal näher kümmern.«

»Ich möchte euch darum bitten, falls es möglich ist und wenn ihr genügend Zeit habt.«

Ich schaute Suko an. »Was meinst du denn?«

»Norditalien kenne ich nicht.«

»Fragt sich nur, wie sich der Alte dazu stellt. Der ist noch immer aufgeregt, wegen dieser Vampirpest. Auch verständlich, davon abgesehen, aber bisher haben wir keine Spur von Mallmann gefunden und sind zwischendurch noch auf einer Atlantik-Insel gelandet, wo wir uns mit den Vogelmenschen aus Atlantis herumschlagen konnten.«

»Es muß nicht unbedingt sein«, sagte Ignatius. »Ich wollte Bruder Bernardo nur einen Gefallen tun. Ich wäre gern selbst mitgekommen, doch ich werde im Kloster gebraucht.«

»Meinetwegen können wir fahren«, sagte Suko. »Ich habe nichts gegen eine Reise einzuwenden. Wie ich hörte, soll in Italien die Sonne scheinen, was in diesem Falle schädlich ist.«

»Gibt es noch irgendwelche Hinweise oder Spuren, nach denen wir uns richten können?«

Ignatius nickte mir zu. »Da bin ich überfragt. Ihr müßtet euch mit Padre Bernardo in Verbindung setzen.«

»Lebt er in einem Kloster?«

»So ist es.«

»Wie heißt es?«

»Monte Cabello. Es liegt in den Bergen, nicht mehr so hoch, praktisch am Südende der Dolomiten, östlich von Brescia und nördlich der Autobahn E 13. Man hat mir gesagt, daß es einfach wäre, das Kloster zu finden.«

»Gut. Wir werden es versuchen. Und Bruder Bernardo weiß Bescheid?«

»Ja.«

»Sag mal, hast du ihm schon gesagt, daß wir kommen werden?« fragte Suko.

Father Ignatius konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. »Ich… ich war so frei.«

»Dann hast du damit gerechnet, daß wir unsere Sachen packen.«

»Genau. Wißt ihr, wir sehen uns nicht oft, aber ich kenne euch gut genug, um gewisse Reaktionen voraussagen zu können.«

»Wie recht du doch gehabt hast«, sagte Suko…

***

Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt.

So oder ähnlich lautet ja das berühmte Sprichwort, und das traf in meinem Falle auch zu.

Zwar hatte Sir James seine Einwilligung gegeben, nur mußte Suko in London zurückbleiben, weil er einen Anruf bekam. Ein Landsmann von ihm hatte große Probleme und sich an seinen »Vetter«

Suko gewandt. Angeblich sollte es sich um einen Dämon drehen.

»Tut mir leid John, du mußt die Reise allein machen. Ich bin

gezwungen, ein wenig in Familie zu machen. Wer weiß, ob wir einen meiner zahlreichen ›Vettern‹ nicht mal brauchen.«

»Das geht in Ordnung.«

»Und gib auf deinen Hals acht. Henker köpfen nun mal gern, auch wenn die über ein halbes Jahrtausend alt sind.«

»Ich weiß.«

Also war ich allein losgeflogen und landete relativ pünktlich auf dem Mailänder Airport, wo mich kein Nebel empfing, dafür der oberitalienische Sonnenschein.

Durchsucht wurde ich nicht, also konnte ich meine Waffen gut durch den Zoll bringen. Zudem besaß ich ein bestimmtes Permit[2], das mich zu einem VIP machte.

Der Leihwagen war bestellt, ein flotter Lancia Thema.

Mit ihm fuhr ich auf die Autostrada, zahlte brav meine Gebühren und war auch weiterhin brav, denn ich hielt mich eisern an das vorgeschriebene Tempolimit.

Die Reise führte mich vorbei am Nordrand des italienischen Flachlandes, der Po-Ebene. Ich näherte mich Brescia.

Links von mir schimmerten hell die herrlichen Berge in der Sonne.

Es lag tatsächlich so gut wie kein Schnee. Nur auf den Gipfeln hatte sich eine weiße, glitzernde Haube gehalten. Schnee und Eis vermischt, Firn bildend, der in der Sonne taute und des Nachts wieder gefror.

Auf das Kloster und auf Pater Bernardo war ich gespannt. Von Father Ignatius hatte ich nur Gutes über ihn gehört. Angeblich sollte Padre Bernardo Ähnlichkeit mit Ignatius haben.

Wir würden sehen.

Nach mehreren hundert Jahren tauchte ein alter Henker auf und mordete weiter.

Eigentlich nichts Besonderes, wenn ich es aus meiner Warte sah, das hatte ich schon des öfteren erlebt, ich war allerdings darauf gespannt, welches Motiv tatsächlich dahintersteckte.

War er nur einfach so auf schwarzmagische Art und Weise zurückgekehrt, um zu morden, oder steckte etwas anderes dahinter?

Hatte er sich vielleicht bewußt diesem Pater Bernardo gezeigt, denn der war mit dem Leben davongekommen, obwohl es dem Henker ein Leichtes gewesen sein mußte, auch ihn zu töten.

Das wollte mir nicht aus dem Kopf…

Ich hatte die erste Maschine bekommen und mir ausgerechnet, um die Mittagszeit am Zielort zu sein.

Die Abfahrt in Richtung Bergamo hatte ich schon passiert. Die nächste größere Stadt würde Brescia sein, doch so weit brauchte ich gar nicht. Vorher mußte ich ab, und zwar in Richtung Gardone und Brozzo.

Die Berge rückten näher. Rechts das flache Land, links die hohen

Steinwälle. Das sah schon toll aus.
Ich achtete auf die Abfahrten.
»Gardone« erschien auf einem Schild. So wunderbar angezeigt, daß es nicht zu verfehlen war.
Im Schatten eines mit Gemüse beladenen Wagen rollte ich in die große Kurve hinein und folgte der Straße nach Gardone. Sie hielt den Vergleich mit einer Autobahn natürlich nicht stand, war auf den ersten Kilometern noch relativ breit und wurde dann, als die Berge enger zusammenrückten, schmaler.
Man hatte mir gesagt, daß ich das Kloster sehen würde. Es fiel allein wegen seiner weißen Mauern auf und mußte, von mir aus gesehen, an der rechten Seite liegen.
Deshalb hielt ich die Augen offen – und entdeckte es, als es hinter einer Kurve an der rechten Seite auftauchte, wobei es auf einem kleinen Plateau stand und zur Rückseite hin durch hohe Felsen vor nördlichen Winden geschützt wurde.
Auch hier lag kein Schnee. Die Straße glänzte im Licht der immer höher steigenden Sonne.
Weiße Klostermauern sollten es sein. Das stimmt auch, denn sie bildeten einen Kontrast gegen das Grau der Felsen, auf dessen Oberfläche hin und wieder eine grüne Busch-, Gras- oder Moosinsel wuchs. Ansonsten hielt sich die Vegetation ziemlich zurück. Die Almen lagen in den höheren Regionen, wobei mir die Ausblicke darauf häufig durch steinige Hindernisse verwehrt wurden.
Den schmalen Pfad hätte ich fast übersehen, weil er hinter dem Scheitelpunkt einer Kurve lag. Nicht mehr als eine Lücke im Gestein, in die der Lancia hineinschleuderte. Zum Glück war es nicht glatt, auch wenn irgendwo hoch über mir das Eis oder der Schnee in der Sonne schmolzen und das Wasser in schmalen Bächen und Rinnsalen talwärts rann.
Ich schaltete in einen kleineren Gang, als ich bergauf auf dieser kurvenreichen Strecke fuhr.
Der Lancia holperte über den unebenen Untergrund. Die harten Winterreifen gaben die Laute dumpf zurück. Das Kloster lag doch höher, als ich es von der Straße her vermutet hätte. Durch einige Kurven mußte der Wagen rollen, vorbei an rissigen Felswänden, in die ab und zu Nischen hineingeschlagen worden waren, wo kleine Altäre standen und Steinfiguren die Vorbeifahrenden grüßten.
Eine nicht allzu hohe Mauer rahmte das Klostergelände ein, das doch verhältnismäßig groß war und auf einem flachen, in die Landschaft hineinstoßenden Plateau seinen Platz gefunden hatte. Jenseits der Trennmauer sah ich einen winterlich kahlen Garten, dessen Obstbäume beschnitten und zum Schutz gegen die Kälte mit Plastiktüten verhängt waren.

Vor dem Eingang stellte ich den Wagen ab und stieg aus. Mein Blick glitt an dem großen, dunkelbraunen Portal in die Höhe. Ein Steinmetz hatte über dem Tor ein großes Kreuz in das Mauerwerk geschlagen.

Der Komplex des Klosters befand sich nicht nur auf einer Höhe.

Die verschiedenen Bauten standen zueinander versetzt. Am höchsten ragte der Turm einer kleinen Kapelle in den Himmel, so nahe an eine Felswand herangebaut, als wollte er sie streicheln.

Stille umgab mich.

Ich befand mich nicht weit von der Autobahn entfernt und doch in einer anderen Region, denn hier gab es weit und breit kein einziges Haus, wie ich sehen konnte.

Man wußte, daß ich kam. Ich hatte auch mit einem Empfang oder einer Begrüßung gerechnet. Seltsamerweise ließ sich niemand blicken. Allein stand ich vor dem Eingang des Klosters.

Das war schon komisch.

Das große Tor war verschlossen. Nebenan allerdings, an der rechten Seite, entdeckte ich eine schmale Pforte. Auf der dunklen Eisenklinke schimmerte noch Rauhreif, denn diese Stelle wurde von den Strahlen der Sonne nicht erreicht.

Ich nahm die dunkle Brille ab und steckte sie weg. Die Pforte quietschte, als ich sie nach innen schob.

Ein schmaler Hof trennte mich von den eigentlichen Gebäuden, zu denen Eingänge und Treppen hochführten. Eine besonders schmale fand ihr Ende vor der Tür zur Kapelle.

Noch immer kam mir niemand entgegen. Die Fensteröffnungen, mal viereckig, mal rund, wirkten wie Augen, die mich, den Fremden, beobachteten.

Was sollte das bedeuten?

Längst war ich mißtrauisch geworden und rechnete mit einer Falle, die man gestellt hatte. Ich entschied mich dafür, die mittlere Treppe zu nehmen.

Diesmal hatte ich Glück, die Tür, zu der die Treppe führte, war nicht verschlossen.

Mit beiden Händen drückte ich das hölzerne Portal nach innen. Es schwang lautlos zurück und gab mir den Weg in eine große Halle frei, die sehr düster war und sich erst zum Hintergrund hin aufhellte, weil dort das Sonnenlicht seinen Weg durch größere Fenster fand.

Es fiel in breiten Streifen in die Halle, in diesen Lichtspeeren schimmerten Staubpartikel.

»Hallo…?«

Meine Stimme zerbrach die Stille der Halle. Sie glitt an den kahlen Wänden entlang und verklang…

Mehr geschah nicht.

Unruhe spürte ich schon seit geraumer Zeit. Nun allerdings wurde es

gefährlich. Hier stimmte einiges nicht. Da war etwas faul. Ich hatte von Pater Bernardo erwartet werden sollen, nur konnte ich ihn nirgendwo entdecken.

Ich sah überhaupt keinen Menschen, nur ich schien mich in diesem Kloster zu befinden.

Ich ging weiter.

Ein großer Schrank mit zwei wuchtigen Türen erregte meine Aufmerksamkeit. Mit Neugierde hatte es nichts zu tun, als ich eine der Türhälften öffnete.

Gläser, Becher und Geschirr wurden im Schrank aufbewahrt. Alles sehr schlicht, aber von guter handwerklicher Qualität. Zwangsläufig war mein Blick auf die Steintreppe gefallen, die sich als breites, stufenartiges Band in die Höhe schraubte. Die Steine besaßen die gleiche graue Farbe wie der Fels draußen.

Ich ging hoch, lauschte dem Echo meiner eigenen Schritte, ohne dabei von einem anderen Geräusch gestört zu werden.

Am Ende der Treppe erreichte ich einen langen Wandelgang. Er war zudem sehr breit, besaß auf einer Seite Fenster, durch die mein Blick in die Gebirgswelt fallen konnte.

Ruhig stand draußen die prächtige Landschaft. Ebenso still war es auch innerhalb der Klostermauern.

Nur ich schritt durch den Gang.

Das erste Hindernis entdeckte ich nach wenigen Schritten. Es war ein Kreuz, das jemand von der Wand gerissen und kurzerhand zu Boden geschleudert hatte.

Als ich es aufhob, sah ich die hellen Stellen im Holz. Kerben und Schnitte, als hätte jemand mit einer Waffe dagegen geschlagen.

Die »Wunden« sahen noch frisch aus. Der »Besuch« schien gerade erst gegangen zu sein.

Er hatte alles, was ihn störte, von der Wand gerissen. Nicht nur Kreuze, auch Figuren lagen wie hingeworfen im Gang.

Ich dachte an die Zeiten der Klosterzerstörungen. So etwas Ähnliches mußte auch hier passiert sein.

Doch meine Gedanken beschäftigten sich auch mit anderen Dingen. Es ging mir um die Mönche. Bisher hatte ich von ihnen niemand gesehen. Gewisse Spuren deuteten darauf hin, daß jemand das Kloster überfallen hatte. Was war mit den Menschen geschehen?

Der Gedanke daran verursachte bei mir einen Schauer. Die dumpfen Gedanken vertrieb ich und ging weiter, dabei meinen eigenen Schritten lauschend.

Der Fleck schimmerte im Licht der einfallenden Sonne. Er befand sich nicht weit von einem Fenster entfernt und bildete auf dem Boden eine dunklere Insel.

Mit einem schon etwas mulmigen Gefühl ging ich näher, denn ich

ahnte es.

Und wurde nicht enttäuscht.

Eine Blutlache schimmerte im Licht der Sonne!

Ich blieb stehen, atmete tief durch und schluckte meine Überraschung herunter. Ein erstes Zeichen auf die verschwundenen Menschen, wenn auch ein schlimmes. Sollte es etwa so gewesen sein, daß keiner der Mönche überlebt hatte?

Ich untersuchte die Lache. Auf ihrer Oberfläche befand sich eine dünne Haut, und das Blut breitete sich nicht nur auf dem Boden aus, ich entdeckte es auch an der Wand.

Ich setzte meinen Weg fort. Diesmal mit einem Gefühl der noch größeren Vorsicht.

Wer immer das getan haben mochte, er konnte sich durchaus in dem Komplex versteckt halten.

Eine Tür stoppte mich. Als ich sie aufschob, hielt ich die Waffe schußbereit. Irgend etwas war da, das spürte ich genau. Eigentlich hatte ich erwartet, in eine Halle zu kommen, doch es war nur ein Mittelstück zwischen zwei Klostertrakten.

Nicht mehr als ein etwas zu breit geratenes Zimmer. Durch ein schmales Fenster sickerte Licht. Sein heller Streifen reichte bis hin zur gegenüberliegenden Wand und erfaßte dort eine alte Truhe.

Einen weiteren Einrichtungsgegenstand sah ich nicht.

Ich gönnte der Truhe auch nicht mehr als einen Blick und war schon fast an ihr vorbei, als ich das Knarren hörte.

Es war ein unangenehmes Geräusch, das mir eine Gänsehaut über den Rücken schob.

Ich drehte mich, zog die Waffe und zielte gegen die Truhe. Nur von ihr konnte dieser Laut stammen. Es stimmte.

Jemand steckte darin und hatte den Deckel bereits so weit in die Höhe gedrückt, daß ich sein blasses Gesicht innerhalb des Ausschnitts erkennen konnte.

Es war das Gesicht eines Mönches, der erschrak, als ich die Mündung der Waffe auf ihn richtete…

***

»Kommen Sie da raus!« sagte ich mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete.

Er rührte sich in den folgenden Sekunden nicht. Erst als er sah, daß ich ihn noch einmal ansprechen wollte, bewegte er seine Hand und legte den Finger auf die Lippen.

Die Geste zeigte mir an, daß er mir wohl nicht an den Kragen wollte. Wahrscheinlich hatte er mehr Angst als Vaterlandsliebe. Er winkelte den Arm an, als er ihn hob, und drückte den Truhendeckel so weit nach oben, daß er aus seinem Gefängnis klettern konnte.

Der Mann trug eine Kutte. Als ich das erkannte, war ich irgendwie froh, endlich einen der Bewohner des Klosters zu sehen, zumal lebte dieser Mönch. Vorsichtig klappte er den Deckel wieder zu, auch als er auf mich zuging, verursachte er so gut wie keine Geräusche. Vor mir blieb er stehen, atmete tief durch und schaute mich an.

Der Mönch war ungefähr so groß wie ich. Er hatte dunkles, gescheiteltes Haar. In den ebenfalls dunklen Augen las ich Erleichterung, gepaart mit Furcht. Das Gesicht war blaß, die Wangenknochen stachen hervor, und auf dem geraden Nasenrücken glänzten kleine Schweißperlen. An der Wärme konnte es nicht liegen, denn in den Räumen war es ziemlich kühl.

Er sprach mich sofort in einem vertrauten Tonfall an. »Du mußt John Sinclair sein. Mein Freund Ignatius hat dich so beschrieben.«

»Ja, das stimmt.« Ich lächelte. »Dann habe ich es bei dir mit Padre Bernardo zu tun.«

»Das ist richtig.«

Wir beide unterhielten uns auf deutsch, weil er mich in dieser Sprache angesprochen hatte. »Ich möchte dich bitten, nicht so laut zu reden.«

»Ja, mache ich.«

»Du wirst dich gewundert haben«, flüsterte er, »daß niemand gekommen ist, um dich zu begrüßen.«

»In der Tat.«

Er nickte. »Wir hätten es gern getan, aber wir konnten es nicht, denn er war schneller.«

»Wer?«

»Lorenzo, der Henker!«

Ich starrte ihn an. »Dann ist es hier?«

»Ja. Er kam wie aus dem Nichts, stand plötzlich in unseren Mauern. Er hat das Kloster als Einzelperson besetzt. Es war schlimm, wir konnten nichts dagegen tun, zumal er mit einem mörderischen Schwert bewaffnet ist. Unser Abt hat es versucht…« Bernardo senkte den Kopf und faltete die Hände.

Ich ahnte zwar etwas, fragte trotzdem noch einmal nach. »Ich sah eine Blutlache im Gang…«

»Ja, er hat es versucht, aber der Henker kannte keine Gnade. Er tötete den Abt.«

»Und weiter?«

»Wir mußten ihn in die Schlucht werfen. Sie befindet sich hinter dem Kloster.«

Ich räusperte mich. Was ich da erfahren hatte, sah nicht gut aus.

Die Frage nach den übrigen Mönchen kam mir kaum über die Lippen.

»Die Brüder leben!« erklärte Bernardo. »Sie befinden sich nur unter der Kontrolle des Henkers.«

»Wie sieht das aus?«
Auf seinen Lippen erschien ein verlorenes Lächeln. »Keine Sorge, John, du wirst es gleich sehen. Jedenfalls ist Lorenzo gekommen und hat die Kontrolle übernommen.«
»Was will er?« fragte ich.
Bernardo verdrehte die Augen und warf einen Blick zur Decke, als könnte er dort die Antwort ablesen. »Wenn wir das wüßten, wäre uns wohler.«
»Hat er nichts gesagt?«
»Nein, er schweigt.« Der Padre hob die Schultern. »Das heißt, er redete trotzdem, indem er sein Schwert sprechen ließ. Es war die Sprache der Gewalt und des Todes, die nach wie vor über diesen Mauern unsichtbar schwebt. Wir leben in einer ständigen Furcht. Er ist bei uns, er wartet.«
»Auf was?«
»Tut mir leid, John, ich weiß es nicht. Ich kenne den Grund nicht, weshalb er gerade dieses Kloster hier überfallen hat. Wir haben ihm nichts getan.«
»Wie war das in Mailand? Father Ignatius berichtete davon.«
Bernardo wurde noch blasser. »Das gehört ebenfalls zu den schlimmsten Sekunden meine Lebens. Ich saß mit meinem Lehrmeister, dem alten Padre Francesco auf einer Gartenbank. Wir genossen die Sonnenstrahlen, als sie plötzlich erschien.«
»Wie?«
»Er war einfach da. Es gab kein Hindernis für ihn. Das ist ja das Schreckliche. Wir konnten uns nicht wehren. Plötzlich tauchte die Wolke auf…«
»Welche Wolke?«
»Eine schwarze. Pechschwarz«, flüsterte Bernardo und bekam in Erinnerung daran eine Gänsehaut. »Einfach furchtbar, weil sie so lichtlos war. Man sagt, das Weltall sei schwarz. So kam mir auch die Wolke vor. Als wäre sie ein Teil davon.«
Eine schwarze Wolke! Es war verrückt, das konnte eigentlich nicht sein, und ich ließ mir das Gehörte noch einmal durch den Kopf gehen. Wieso war dieser Henker einer schwarzen Wolke entstiegen, denn da gab es eigentlich nur eine Möglichkeit.
Der Spuk!
Der letzte der Großen Alten, ein Dämon der ersten Stunde, einer, der überlebt hatte. Herr im Reich der Schatten, die sich aus den Seelen vernichteter Dämonen zusammensetzten und eben diese lichtlosen Wolken produzierten.
Es gab einfach keine Schwärze, die intensiver war als die des Spuks.
»Du sagst nichts, John?«
»Nein, ich denke nach.«

»Habe ich dir einen Hinweis geben können?«
»Das hast du in der Tat, Bernardo. Diese schwarze Wolke kann ein ungemein gefährlicher Dämon sein, der in seiner Welt, aber auch außerhalb sein eigenes Spiel in Gang gebracht hat. Er hat sogar einen Namen, einen, den wir ihm gegeben haben: Spuk. Er soll aus den Tiefen des Alls, von den Sternen her stammen, aber über seine genaue Herkunft weiß ich nicht Bescheid.«
»Jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr«, sagte der Mönch.
»Das kann ich mir vorstellen.« Ich lachte leise. »Auch ich blicke nicht durch.«
»Ich habe die Wolke nur einmal gesehen. Eben in Milano. Hier ist sie nicht gewesen.«
»Das hat nichts zu sagen. Es kann durchaus sein, daß sie sich versteckt hält. Du mußt wissen, daß der Spuk verdammt raffiniert ist. Er kennt alle Tricks, ihn kann nichts aufhalten. Er führt seine eigenen Pläne durch.«
»Welche sind das?«
»Er ist nicht gerade ein Freund des Teufels und der Hölle. Man kann behaupten, daß die beiden Feinde sind.«
Bernardo wollte ein Kreuzzeichen schlagen, überlegte es sich jedoch anders. »Ich weiß, daß du durch deinen Beruf zu den außergewöhnlichen Menschen gehörst. Du sprichst den Namen des Teufels aus, als wäre er für dich etwas völlig Normales.«
»So komisch es klingt, Bernardo, das ist auch so. Ich habe damit leben müssen, den Teufel als normal anzusehen.«
»Und weiter?«
»Nichts weiter. Ich stelle mich diesen Dingen, ich bekämpfe sie schon seit Jahren.«
»Doch nicht nur die Hölle?«
»Nein, auch andere Schwarzblütler. Du kannst sie alle nehmen und durcheinanderwirbeln, sie werden immer wieder auf eine Kreisbahn zurückkehren. Unsere gesamte Existenz, auch die der Dämonen, befindet sich in einer Art Kreisbahn. So jedenfalls sehe ich es.«
»Das ist wohl nicht mein Gebiet«, gab der Padre zu. »Nur müssen wir doch etwas tun.«
»Das versteht sich. Ich möchte von dir wissen, wie es dir gelungen ist, ihm zu entwischen.«
»Es ist einfach Glück. Da ich wußte, daß du kommen würdest, habe ich mich nicht bei den anderen Brüdern aufgehalten, sondern etwas entfernt von ihnen. So konnte ich dem eigentlichen Überfall entwischen und mich in dieser Truhe verstecken. Zumal ging ich davon aus, daß du diesen Weg hier nehmen würdest.«
»Da hast du richtig geraten.« Ich kam zur Sache. »So, ich will nun wissen, wo sich die anderen aufhalten und wo ich den Henker finden

kann. Ich werde ihn zum Kampf stellen, falls es nicht anders geht.« Bei diesen Worten faßte ich an meinen Hals und zog die Kette höher, an der mein geweihtes Kreuz hing.

Als es seinen Platz vor der Brust gefunden hatte, bekam Bernardo große Augen. Nicht zum erstenmal erlebte ich dieses Staunen bei einem Menschen, wenn er das Kreuz sah. »Welch ein Wunder!« flüsterte er. »Meine Güte, welch ein Wunder…«

»Das Kreuz?«

»Ja. Ich… ich habe so etwas noch nie gesehen.« Seine Augen bekamen einen schon andächtigen Glanz. »Darf ich es anfassen?«

»Gern, du bist ja kein Dämon.«

»Soll das heißen, daß dieses Kreuz Dämonen vernichten kann?«

»Ja.«

»Ich habe es mir gedacht. Es wird auch dem Teufel widerstehen, daran glaube ich sicher.«

»Das will ich auch hoffen.«

»Und Lorenzo?«

»Ist er stärker als der Teufel?« fragte ich zurück.

»Nein, das glaube ich nicht.« Bernardo hob das Kreuz etwas an, um es auf seiner Handfläche zu präsentieren. Ich beobachtete sein Gesicht, in dem sich die Gefühle widerspiegelten. Er lächelte und staunte gleichzeitig. Er nickte, wollte etwas sagen und streichelte das Kreuz wie einen wertvollen Gegenstand der persönlichen Erinnerung.

»Nun, was sagst du?«

Bernardo trat zurück. Er schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht in Worte fassen, aber ich bin einfach überwältigt. Noch nie zuvor habe ich so etwas gesehen. Als ich es anfaßte, da spürte ich, daß sich etwas darin befinden mußte, das man nicht erklären kann. Eine geheimnisvolle Kraft, die einem Menschen Unterstützung gibt, glaube ich.«

»Das ist so.«

»Die Waffe gegen das Böse.« Bernardo atmete tief ein. »Ja, es ist eine Waffe gegen den Erzfeind der Menschen, den Teufel. Er wird, er muß es einfach hassen.«

»Stimmt. Ich habe noch eine Frage, Bernardo. Weiß dieser Henker eigentlich, daß ihr von mir Besuch bekommt?«

»Ich habe keine Ahnung und weiß auch nicht, ob meine Brüder mit ihm darüber gesprochen haben.«

»Gut, wo finde ich ihn?«

»Komm mit! Wir gehen in den Speisesaal. Er ist ganz in der Nähe, nur wenige Schritte entfernt.«

Gesehen hatte ich ihn bisher nicht. Bernardo kannte sich aus, ich vertraute mich seiner Führung an. Er ging den Weg einfach weiter.

Es sah so aus, als wollte er gegen eine Mauer laufen, doch er öffnete

eine Tür, die sich vom Mauerwerk kaum abhob, weil dieser kleine Flur doch ziemlich dunkel war.

Bevor er die Klinke nach unten drückte, legte er noch einmal den Finger auf die Lippen. Ich nickte zum Zeichen, daß ich ihn genau verstanden hatte.

Sehr vorsichtig schob er sich als erster durch den Spalt. Er hielt den Kopf geduckt und leicht vorgestreckt, winkte mir mit der linken Hand, und ich folgte ihm.

Auf Zehenspitzen ging ich durch den Türspalt und erreichte, was mich sehr wunderte, eine Galerie, die an einer Seite über dem großen Raum schwebte, den sich die Mönche als Speisezimmer ausgesucht hatten. Der Blick in die Tiefe war hervorragend.

Um mir eine noch bessere Sicht zu ermöglichen, ließ mich der Mönch passieren.

Am Ende der Galerie führte eine Steintreppe in den Saal hinein. So weit ging ich nicht, auch nicht vor bis zum Geländer. Ich blieb an der Wand stehen und konnte über die Balustrade schräg hinweg in die Tiefe schauen.

Dort saßen die Mönche!

Sie hockten zusammen an einem sehr langen Tisch und saßen sich da gegenüber. Sie sprachen nicht, sie bewegten sich nicht, sie sahen aus, als wären sie Geiseln in der Hand des Henkers Lorenzo.

Er hatte sich den besten Platz ausgesucht. Wahrscheinlich war es der des von ihm getöteten Abtes am Kopfende des langen Tisches.

Dort thronte er wie ein König, die mächtige Waffe auf den Tisch.

Mit der rechten Hand umklammerte er den Griff. Ich war mir nicht sicher, doch es konnte sein, daß es sich dabei um eine Knochenklaue handelte.

»Nun?« hauchte Bernardo.

Ich mußte schlucken und gab keine Antwort. Statt dessen schob ich mich vor bis an die Balustrade, während der Mönch glücklicherweise zurückblieb.

Durch die Gestalt des Henkers Lorenzo lief ein Zittern. Es sah so aus, als wäre er aus einem tiefen Schlaf erwacht. Er hob den Kopf an und schaute zu mir hoch.

Ich wich dem Blick nicht aus. Eisgraues Haar lag auf seinem Kopf wie dichtes Netzwerk. Die Gesichtshaut hatte einen bräunlichen Schimmer bekommen, deshalb trat die fahle Farbe des Haars noch stärker hervor. Irgendwo unter dem Kinn trafen die Haare des Kopfes mit dem des Bartes zusammen.

War er tatsächlich so gefährlich?

Ich hatte eigentlich eine jüngere Gestalt erwartet, aber unter mir hockte ein uralter Dämon.

Mit der rechten Hand umschloß er den Schwertgriff. Die linke aber

hob er an, als wollte er mich grüßen. Doch er tat es in diesem Fall mit Worten.

»Ich habe auf dich gewartet, John Sinclair…«

***

Das war natürlich der Hammer, der Klopfer, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Er hatte auf mich gewartet, ich nicht auf ihn, weshalb wollte er mich haben?

»Du, Lorenzo?«

»Ja.«

»Kennst du mich?«

»Nein!« erwiderte er mit einer dumpfen Grabesstimme. »Ich kenne dich nicht. Aber ich will dich näher kennenlernen, denn es ist von dir gesprochen worden.«

»Wie schön. Was aber, wenn ich dich nicht näher kennenlernen will? Wenn ich es ablehne.«

»Du wirst es müssen!«

»Tatsächlich?«

»Ja, wenn du nicht tust, was ich will, werde ich die Menschen der Reihe nach töten.«

Diese Worte erinnerten mich daran, mich auch mit den am langen Tisch hockenden Mönchen zu beschäftigen.

Ich hätte schon näher an sie herangehen müssen, um genau zu wissen, was mit ihnen los war. Sie rührten sich nicht, hockten da und starrten ins Leere, als würden sie unter Drogen stehen.

Das gefiel mir nicht…

Lorenzo mußte einen Bann um sie geschlagen haben. Dieser Henker schien mehr Kräfte zu besitzen als nur eben den Einsatz der rohen Gewalt. Ich erinnerte mich wieder an die schwarze Wolke, von der Bernardo gesprochen hatte. Sollte der Spuk tatsächlich im Hintergrund lauern, mußte ich äußerst vorsichtig sein.

»Hast du mich gehört?«

»Sicher, Henker, sicher. Was haben dir die Menschen getan? Weshalb willst du sie töten?«

Er lachte roh. »Mir haben sie nichts getan. Mir geht es um etwas ganz anderes.« Er bewegte die rechte Hand und hob das schwere Richtschwert mit einer spielerisch anmutenden Bewegung an. Dann schwang er es so weit nach links, daß die geschliffene Seite beinahe die Lehne des ihm am nächsten sitzenden Mönchs berührte. »Ich will dich, Sinclair. Dich ganz allein. Hast du das noch immer nicht begriffen?«

»Jetzt ja.«

»Dann verlaß deinen Platz dort oben und komm her. Ich will, daß du zu mir kommst.«

»Was geschieht dann?«
Ich hätte nicht fragen sollen, denn Lorenzo kannte keine Geduld.
Sehen konnte ich es nicht, aber er mußte die Klinge um eine Idee bewegt haben, denn am Hals des Mönchs entstand plötzlich ein dunkler Streifen…
Blut…
Ich ballte die Hände zu Fäusten. Ein rasender Zorn toste in mir hoch, und ich wäre am liebsten über das Geländer hinweg in die Tiefe gesprungen, um mir den Henker vorzuknöpfen, aber ich ließ es bleiben.
»Noch lebt er, Sinclair…«
»Gut, ich komme. Nimm das Schwert von seinem Hals.«
»Erst wenn du hier unten bist.«
»Dieser Teufel!« flüsterte Bernardo hinter mir. »Dieser widerliche Teufel.«
»Laß ihn«, gab ich ruhig zurück.
Ich näherte mich der Treppe. Es waren nicht einfach Stufen. Sie kamen mir vor wie der Weg zum Schafott, zum letzten Kommando, bis hin zu dem Augenblick, wo der Delinquent noch einen Wunsch äußern konnte und eine Zigarette verlangte.
Das Kloster diente nur als Kulisse, reine Staffage. Tatsächlich war es der Person da unten um mich allein gegangen.
Wieso um mich? Was hatte ich ihm überhaupt getan? Ich kannte ihn nicht, ich sah ihn zum erstenmal überhaupt. Wie war er auf meinen Namen gekommen?
Klar, es hatte sich in den dämonischen Kreisen herumgesprochen, daß ich als Nummer eins auf der Totenliste stand. Ganz oben, weiter ging es nicht mehr.
Aus der Ferne hatte es so ausgesehen, als wären die Stufen in Stein gehauen worden. Ein Irrtum. Sie bestanden aus Holz. Die Bohlen bewegten sich unter meinem Gewicht, gaben Laute von sich, die an das Schreien gequälter Seelen erinnerten.
Ich ließ meine rechte Handfläche über das Geländer gleiten. In den breiten Lauf war eine Mulde eingefräßt worden.
Stufe für Stufe näherte ich mich dem Ende der Treppe. Der Henker hatte seine Haltung nicht verändert und auch das Schwert nicht vom Hals des Mönchs zurückgezogen.
Die anderen Brüder rührten sich ebenfalls nicht. Ihre Hände lagen flach auf der dunklen Tischplatte.
Über der Schwertklinge schimmerte das Gesicht wie ein blasses Gemälde mit dunklen Flecken darin, den Augen. Der Mönch hatte den Mund geöffnet. Das aus der Halswunde austretende Blut versickerte in der Kutte.
Ich verließ die letzte Stufe. Die Schuhsohle schleifte über einen

braunroten Steinboden. Im Gegensatz dazu sahen die Wände grau und glatt aus, vergleichbar mit einer großen Kinoleinwand.

Die Fenster waren tiefer gezogen. Sie endeten etwa einen Meter über dem Boden. Jenseits der relativ schmalen Scheiben zeichnete sich die Kulisse der Dolomiten ab.

Drüber stand der Himmel wie eine bepinselte Fläche. Auch wenn die Sonne schien, ins Innere des Klosters brachte sie keinerlei Wärme.

»Stell dich so, daß ich dich sehen kann!« befahl der Henker.

Ich veränderte meine Richtung, ging nach rechts. So konnten wir uns beide anschauen.

In der Furchenlandschaft zwischen seinen eisgrauen Haaren veränderte sich nichts. Überhaupt war diese Horror-Gestalt ein Wesen, das mir eher einen künstlichen Eindruck machte. War er ein Zombie?

Im Prinzip schon, auch wenn er keine Ähnlichkeit mit den Gestalten aufwies, die hin und wieder aus den Gräbern kamen und sich auf die Suche nach Menschen begaben.

Zum erstenmal konnte ich auch seinen Hals sehen. Er ragte aus dem Ausschnitt seines Gewandes hervor. Wie ein breiter, brauner, mächtiger Stempel wirkte der Hals, doch er hatte einen Fehler, der ihn von anderen Unterschied. Er war durchlöchert.

Ein sehr ungewöhnliches Zeichen. Ich dachte darüber nach, ob es mit seiner Existenz in einem unmittelbaren Zusammenhang stand.

Er lächelte nicht, er schaute mich an und nahm auch nicht das Schwert zur Seite. Der Mönch ertrug die Schmerzen mit einer wahren Engelsgeduld.

»Du hast ein Kreuz!« sagte er. »Nimm es weg!«

»Weshalb?«

»Steck es ein!«

Nur einstecken, dachte ich? Da mußte etwas dahinterstecken. Das hatte ich noch nie erlebt. Normalerweise waren Dämonen daran interessiert, daß ich meine stärkste und kostbarste Waffe aus ihrer Nähe schaffte und wegwarf.

Hier sollte ich es nur einstecken. Um so besser. Ich nickte und streifte dabei die Kette über den Kopf. Einen Herzschlag später war das Kreuz in meiner Jackentasche verschwunden.

»Noch etwas?«

Lorenzo hielt sein Wort, denn er nahm das Schwert zurück. Blutflecken klebten auf der Klinge. Er legte sie wieder auf den Tisch. Ich erkannte, daß ich mich nicht geirrt hatte. Von seinen Händen war die Haut tatsächlich abgefallen und hatte nur das nackte Gerippe zurückgelassen.

»Du bist nicht vermodert!« stellte ich fest.

»Nein!«

»Was ist der Grund? Du bist uralt. Wer hat dich am Leben erhalten,

Henker?«
»Der Satan!«
Die Antwort überraschte mich. »Der Satan?« wiederholte ich und dachte dabei an den Spuk.
»Er wollte mich für die Ewigkeit erhalten!« klärte mich Lorenzo mit dumpfer Stimme auf. »Es gelang ihm nicht. Aber das ist eine andere Geschichte. Ich will, daß du in diesem Kloster bleibst, denn ich werde dich bald holen kommen.«
»Glaubst du, daß ich mitgehe?«
Er nickte. Es sah schwerfällig aus, wie er seinen alten Schädel bewegte und die schlohweißen Haare dabei wie ein Schleier nach vorn fielen. »Ja, du wirst mitgehen, denn es wird dir einfach nichts anderes übrigbleiben.«
»Vielleicht bin ich auch gekommen, um dich zu vernichten, Henker. Wir könnten es jetzt und hier austragen.«
»Das will ich nicht.«
»Was dann?«
Er stand auf und zog sein Schwert mit. Die Klinge schleifte über den Tisch. Der Stuhl mit der hohen Lehne rutschte zurück. Der verletzte Mönch hatte seine rechte Hand erhoben. Zwischen den Fingern schimmerte ein weißes Tuch, das er gegen die Wunde preßte.
»Ich gehe«, sagte der Henker, »aber ich kehre zurück. Warte hier auf mich. Wenn ich dich nicht finden sollte, werde ich die Mönche der Reihe nach köpfen.« Er hob sein Schwert auf. »Ich schaffe drei Köpfe und mehr mit einem Streich.«
Der konnte mir viel erzählen. Wie einen dummen Jungen ließ ich mich nicht behandeln.
»Gut, Lorenzo, bisher ist es dein Spiel gewesen. Das aber will ich ändern.« Ich zog meine Beretta und zielte mit der Mündung auf ihn.
»Diese Waffe ist mit geweihten Silberkugeln geladen, die das untote Leben eines Dämons zerstören. Du bist ein Mörder, du bist es damals gewesen und hast dich auch heute nicht verändert, denn der Tod des Abtes geht auf deine Kappe. Ich werde dich nicht so einfach weggehen lassen. Ich…«
»Johhhnnn…!« Ein langgezogener Ruf erreichte mich, der in einem Anfall von Gurgeln erstickte.
Ich schaute hoch zur Galerie.
Sie war nicht mehr da, vielleicht doch, denn ich sah sie so gut wie nicht.
Eingehüllt in pechschwarze lichtlose Wolken, präsentierte sie sich.
Schattenhaft erkannte ich in der Wolke die Gestalt des Mönchs Bernardo.
Er brauchte mir nichts mehr zu sagen. Meine Waffe sank von allein nach unten.

Wer da oben erschienen war, gehörte zu meinen ältesten Feinden, die sich im Reich des Schreckens versammelt hatten.
Er war der Spuk!

***

Ich bewunderte die Ruhe der anwesenden Mönche. Sie saßen auf ihren Plätzen, ohne sich zu rühren, nahmen die Ereignisse schicksalsergeben hin und griffen nicht ein.
Mir war es recht. Weniger recht war das Erscheinen des Spuks auf der Galerie.
Er war ein Dämon, den man nicht fassen konnte, weil er sich gestaltlos präsentierte. Normalerweise bestand er aus Schatten, die er eben zu diesen schwarzen Wolken verdichten konnte, so daß diese sich bewegten wie Nebel.
Aus dem Nebel heraus wurde ich angesprochen. Der Spuk grollte mir seine Worte entgegen.
»Sinclair – John Sinclair. Ich habe die Zeit genau abgepaßt, um dich zu packen.«
»Was willst du?«
»Du sollst das tun, was Lorenzo von dir verlangt. Mehr will ich von dir nicht.«
»Warum?«
»Es gehört zu unserem Plan.«
»Dann steht er also auf deiner Seite?«
»Ja!«
Ich besaß nicht die Phantasie, um eine Verbindung zwischen dem Henker und dem Spuk zu schaffen. Höchstwahrscheinlich mußte sie in der Tiefe der Vergangenheit ihren Ursprung haben. »Wenn ihr schon zu zweit seid, weshalb braucht ihr mich?«
Aus dem Zentrum der Wolke drang mir die Antwort entgegen.
»Du wirst es später begreifen, jetzt nicht. Ich will, daß du dich hier im Kloster aufhältst.«
Für den Spuk war der Fall damit erledigt. Er sprach nicht mehr weiter. Aber die Wolke blieb. Sie hatte sich inzwischen in die Länge gezogen, so daß sie wie ein schwarzer Schlauch oberhalb der Galerie lag.
Den Weg, den ich vorhin gegangen war, schritt Lorenzo in die umgekehrte Richtung.
Mit schweren, stampfenden Schritten bewegte er sich die breiten Stufen hoch. Es wunderte mich, daß sie sein Gewicht und das des Richtschwertes überhaupt aushielten.
Er tauchte ein in die Wolke, ohne sich noch einmal umzuschauen.
Es war ja nicht nur so, daß wir die Wolken sahen und sie als Tatsache hinnahmen. Nein, von ihr ging etwas aus, das schlecht zu

beschreiben war. Eine fast gnadenlose Kälte, ein Gefühl wie ein geisterhafter Wind, der sich auch über mich legte.

Es war der Hauch des Grauens, der Gruß aus einer fernen Schattenwelt, in der der Spuk nicht nur herrschte, nein, er war selbst diese unheimliche Welt.

Lorenzo verschwand.

Er trat in die Wolke hinein und löste sich gleichzeitig auf. Es geschah intervallweise und mit jedem Schritt, der ihn über die Galerie brachte. Seine Gestalt wurde dünner, dann war sie nicht mehr zu sehen.

Vorbei…

Auch die Wolke zog sich zurück. Sie drückte sich gegen die Wand.

Dabei sah es so aus, als wollte sie in die Poren hineinkriechen, doch sie löste sich einfach auf.

Dafür erschien Padre Bernardo. Er lehnte mit dem Rücken an der Wand, umklammerte mit einer Hand seine Kehle, als wäre er dort gewürgt worden. Gleichzeitig schüttelte er den Kopf.

Klar, daß er dies nicht begreifen konnte. Ich drehte mich um, da ich hinter mir ein schweres Seufzen vernommen hatte.

Einer der dort sitzenden Mönche hatte es ausgestoßen. Er war ein älterer Mann. Sein Kinn hielt er auf beide Hände gestützt, die Augen blickten traurig gegen die Tischplatte. Für ihn und alle anderen mußte mit dem Eindringen dieser Kreaturen eine Welt zusammengebrochen sein. Dann begann er zu sprechen. Er redete italienisch, so daß ich nur einige Brocken verstand.

»Wir haben in dieser Bergwelt ein Refugium des Glaubens geschaffen«, murmelte er. »Wir haben alles getan, um das Böse aus diesen Mauern fernzuhalten. Jetzt ist es eingedrungen. Warum nur?« fragte er laut und schaute mich dabei an. »Warum?«

Ich hob die Schultern. Eine andere Antwort konnte ich ihm nicht geben.

»Es muß etwas mit dir zu tun haben, John!« meldete sich Bernardo von der Galerie. »Wir haben es alle gehört. Du bist die Person, auf die es ihnen ankommt. Wir wurden nur benutzt.« Er stand dort oben und stemmte seine Hände gegen das Geländer. »Du und kein anderer, das ist ja das Schlimme.«

Danach redete der Alte. »Der Herrgott hat uns eine schwere Prüfung aufgelegt. Ich werde mit dafür sorgen, daß wir sie durchstehen.« Um mich kümmerte er sich nicht. Statt dessen gab er zwei Mönchen ein Zeichen, sich um den verletzten Bruder zu kümmern.

Inzwischen war auch Bernardo die Treppe hinabgestiegen. Ich erwartete ihn achselzuckend. »Es tut mir leid für euch«, sagte ich leise.

»Es tut mir so leid…«

»Was soll ich dazu sagen…«

»Bitte, Bernardo, ich habe es nicht gewollt, und ich werde versuchen,

euch so weit wie möglich aus der Auseinandersetzung fernzuhalten. Das mußt du mir glauben.«

»Bruder Ignatius erzählte mir viel von dir. Ich weiß, daß wir dir trauen können.«

»Danke.«

»Bruder Ricardo«, er meinte damit den älteren Mönch, »hat die Leitung des Klosters übernommen, bis wir einen neuen Abt bestimmt haben. Wahrscheinlich wird er es bleiben. Aber ich will dir sagen, daß wir für dich und uns beten werden. Wenn du willst, kannst du mit uns zusammen die Messe am frühen Abend besuchen.«

»Mal sehen.«

Auch die übrigen Mönche hatten sich von ihren Plätzen erhoben und gingen. Mit gesenkten Köpfen verließen sie den Raum, ohne mich eines Blickes zu würdigen.

Ich wußte nicht, wie sie zu mir standen, aber ich konnte ihnen keinen Vorwurf machen, ich war in ihre heile Welt hineingebrochen und hatte das Grauen mitgebracht.

Der letzte Mönch verließ den Raum und schloß die Tür mit einem lauten Knall.

Zurück blieben Bernardo und ich. Er lächelte etwas verlegen und schielte dabei hoch zur Galerie, wo der Spuk nicht mehr zu sehen war. Sein Erscheinen schien nur ein böser Traum gewesen zu sein.

»Es tut mir leid für dich, Bernardo. Hoffentlich werden dich deine Mitbrüder nicht verantwortlich für das machen, was hier alles geschah.«

»Ich glaube es nicht. Aber das ist nicht dein Problem. Komm bitte mit, ich will dir dein Zimmer zeigen.«

***

Ich wohnte so, wie auch die übrigen Mönche. Ein Zimmer in dem Sinne war es nicht, mehr eine Zelle, quadratisch gebaut, mit einem Bett, einem Tisch einem Schrank, einem Stuhl und einer Waschgelegenheit in der Ecke. Aus dem Hahn lief nur kaltes Wasser, und ich entdeckte auch keine Lampe. Wer Licht haben wollte, mußte sich mit einer Kerze begnügen.

Neben der Tür, im toten Winkel, standen einige Bücher. Sie waren übereinandergestapelt und bildeten einen Turm. Noch fiel genügend Helligkeit durch das schmale Fenster. Ich nahm eines der Bücher an mich und blätterte es auf.

Es war ein kirchengeschichtliches Werk und behandelte Vorgänge aus dem Mittelalter.

Mich interessierten sie nicht, ich legte das Buch zur Seite und trat an das in Gesichtshöhe angebrachte Fenster. Mein Blick fiel gegen hochsteigende Felswände. Zwischen der äußeren Klostermauer und

der Felswand befand sich eine Schlucht. Man konnte hineinschauen, wenn man auf einem schmalen Steinvorsprung stand, wie die vier Mönche, die von dort in die Tiefe blickten.

Unter ihnen befanden sich Bernardo und Padre Ricardo. Die Brüder diskutierten darüber, wie sie es schaffen sollten, den toten Abt aus der Tiefe der Schlucht nach oben zu holen.

Ich verstand nicht alles, nur Wortfetzen. Sie einigten sich darauf, daß am folgenden Tag jemand angeseilt hinunterkletterte und den Toten holte.

Bernardo meldete sich freiwillig. Wahrscheinlich wollte er bei seinen Brüdern etwas gutmachen. Ich konnte ihn gut verstehen. Die Sonne sah ich nicht mehr. Sie war hinter den hohen Felsen verschwunden und würde wohl erst am nächsten Tag wieder erscheinen.

Ich zog mich vom Fenster zurück und nahm auf dem harten Stuhl am Tisch Platz. Mein Blick fiel auf das Bett. Die Matratze gehörte zu den schlichten. Sie war nicht besonders weich, eher hart, ein Lager eben, kein Himmelbett. Das hätte auch nicht gepaßt.

Was wollten Lorenzo und der Spuk von mir?

Auf diese großen Fragen fand ich einfach keine Antwort. Sie waren verschwunden und hatten mich mit diesem quälenden Rätsel zurückgelassen. Irgend etwas hatten sie vor, in dem ich eine Art Joker spielen mußte. Und sie erpreßten mich dabei durch die im Kloster lebenden Mönche.

Der Spuk und der Henker. Sie hatten sich verbündet. Gegen wen denn? Das war die große Frage. Wenn ich genauer darüber nachdachte, kam eigentlich nur jemand in Betracht, der auch zu meinen Erzfeinden gehörte.

Asmodis?

Er nannte sich auch Teufel, Höllenherrscher, Satan und was weiß ich nicht alles.

Er und der Spuk haßten sich. Doch keiner konnte dem anderen etwas anhaben, weil sich ihre Kräfte ausglichen. Irgendwann wollte jeder das Reich des anderen übernehmen.

Ob sie es schafften, war fraglich.

Ich strich über mein Gesicht und starrte gegen die Wand, an der ein schlichtes Holzkreuz hing. Meine Gedanken wurden gestört, als es gegen die Tür pochte.

»Ja, bitte…«

Pater Bernardo betrat die Zelle. Er schloß die Tür leise hinter sich und lächelte schwermütig. »Dir gefällt es hier nicht – oder?«

Ich hob die Schultern. »Sagen wir mal so. Immer noch besser, als im Freien zu campieren.«

»Wenn es zu kalt wird, stellen wir kleine Öfen in die Zellen. Die Kohle wärmt auch.«

»Das glaube ich dir.«

Er war am Tisch stehengeblieben und druckste etwas herum. Ich fragte ihn, ob er wirklich in die Schlucht steigen und den toten Abt heraufholen wollte.

»Ja, das werde ich. Das bin ich meinen Brüdern einfach schuldig, verstehst du?«

»Ich bin ebenfalls dabei.«

»Nein, John«, widersprach er, »es ist nicht deine Aufgabe. Ich bitte dich, du sollst…«

Ich nickte ihm zu. »Mein lieber Freund, ich fühle mich trotzdem irgendwo schuldig. Ich bin es gewesen, der euch in diese fatale Lage gebracht hat.«

»Es ist Fügung der Allerhöchsten gewesen.«

»Vielleicht auch das. Laß dir bitte gesagt sein, daß ich dich nicht werde im Regen stehenlassen.«

»Bis zum morgigen Tag vergeht noch viel Zeit.«

»Stimmt. Es kann viel passieren.«

»Wird es das auch?«

»Möglich.«

»Und wie ist es mit der Messe? Ich habe dich gefragt, ob du sie mit uns besuchen willst.« Er lächelte etwas spitzbübisch. »Schaden kann es bestimmt nicht.«

»Das glaube ich auch.«

»Dann kommst du mit mir?«

»Ja.«

»Die Glocke der Kapelle wird in wenigen Minuten anfangen zu läuten. Wir können uns jetzt schon auf den Weg machen, falls du nichts dagegen hast.«

»Was sollte ich dagegen haben?«

»Wir werden einen besonderen Weg nehmen, John.«

»Nicht den über die Treppe?«

»Er wäre für dich nicht gut. Du sollst auch andere Teile unseres Klosters kennenlernen.«

»Wie du willst.«

Wir verließen den Raum. Noch war es hell genug, um die Umgebung erkennen zu können.

Ich atmete die kühl gewordene Luft ein. In der Nacht würde es bestimmt wieder Frost geben, aber der Schnee blieb aus. Dazu war der Himmel zu klar.

Noch stand die Sonne knapp über dem Horizont, aber auch das bleiche Auge des Mondes war zu sehen. Er nahm ab und sah aus wie eine an der linken Seite eingedrückte Kugel.

Wind wehte über die krummen und starren Zinnen der Berge hinweg, die im Gegenlicht der Sonne zum Greifen nahe schienen und doch

weit entfernt waren.
In den Dolomitentälern lagen bereits die grauen Schatten des anbrechenden Abends, während die Zinnen der Berge glühten, als würden sie in ihrem Innern brennen. Es war ein sehr kräftiges Rot, daß die untergehende Sonne abstrahlte.
Wir waren einen sehr schmalen Pfad in die Höhe gestiegen, der in unregelmäßigen Abständen durch in den Untergrund geschlagene, breite Treppenstufen besser begehbar gemacht worden war. Der Pfad führte zwischen zwei Gebäuden entlang, wobei das eine, das linke, durch eine Mauer ersetzt wurde.
Kurz vor Erreichen des Wegendes öffnete sich unser Blick. Grandios lag im Norden die Bergwelt vor uns. Bei dem klaren Wetter konnten wir weit schauen. Wenn mich nicht alles täuschte, entdeckte ich in der Ferne sogar die drei Zinnen, die berühmtesten Berge der südtiroler Dolomiten.
Auch sie standen der Sonne im Weg und hatten Hauben aus einem kupferfarbenen Glanz bekommen.
Ich nickte, denn ich war sehr beeindruckt.
Neben mir lachte Bernardo leise. »Ich wußte, daß dir dieser Ausblick gefällt, John.«
»Das kannst du sagen.«
»Und du wirst verstehen können, daß wir uns in dieser grandiosen Bergkulisse sehr wohl fühlen. Es ist auch anders als sonstwo. Hier merkt man erst, wie klein man als Mensch tatsächlich ist im Vergleich zu diesen mächtigen Gebirgsstöcken.«
»Das glaube ich auch.«
»Und man kommt dazu, über sich, über das Leben und auch über die Zukunft nachzudenken. Hier werden Dinge wieder zurechtgerückt. Man sieht die Welt dann in einem anderen Licht.«
Ich hatte mich auf die Brüstung gestützt. Beide Arme lagen angewinkelt auf den Steinen. Unter uns rauschte ein Bach entlang. Leider war es zu finster, so sah ich nicht mehr, wie er durch sein Bett schäumte. Das an den Felshängen wachsende Gestrüpp streckte uns seine kahlen Zweige entgegen und bewegte sich dabei zitternd im Wind.
Ein dünnes Läuten unterbrach plötzlich die Stille der Bergwelt. Ich bekam einen leichten Schauer, denn das Geräusch erinnerte mich an das Bimmeln einer Totenglocke. Der Wind trug es dünn an meine Ohren, und ich drehte mich um.
Der Turm der Kapelle war der höchste Punkt des Klosters. Er drehte sich förmlich in den Himmel hinein, um mit seiner Spitze wie mahnend und gleichzeitig anklagend die Menschen daran zu erinnern, daß sie sterblich waren.
Ich hatte den Schrecken in den letzten Minuten vergessen, weil mich

der Anblick dieser herrlichen Bergwelt einfach zu sehr gefesselt hatte. Brutal wurde ich wieder daran erinnert, als ich gegen den Turm der Kapelle schaute.

Dort oben stand eine Gestalt.

Lorenzo, der Henker!

***

Er war der große Sieger. Jedenfalls fühlte er sich so, wenn ich seine Pose richtig deutete. Mit einer Hand hielt er sich dicht unterhalb der Turmspitze fest, in der anderen hatte er seine Waffe.

Das breite Schwert streckte er den Sonnenstrahlen entgegen, die sich tatsächlich auf der Klinge spiegelten und sie aussehen ließ, als wäre sie mit Feuer übergossen worden.

Ein Bild, das faszinieren konnte, mich jedoch abstieß, denn ich wußte genau, welcher Schrecken sich hinter der Gestalt des Henkers verbarg. Mord und Todschlag, Rücksichtslosigkeit, keine Gnade, von dämonischen Urtrieben geleitet.

Auch Bernardo hatte ihn gesehen. Er gab einen gurgelnden Laut ab und schüttelte den Kopf, weil er den Anblick nicht ertragen konnte. »Auf der Kapelle!« flüsterte er. »Ausgerechnet auf der Kapelle…«

Die Glocke läutete weiter. Bei jedem Klang bewegte der Henker sein Richtschwert. Es sah für uns so aus, als würde er mit seiner Waffe den Rhythmus bestimmen.

Der Mönch neben mir fürchtete sich. »Wird das Böse stark genug sein, um auch in die Kapelle einzudringen?«

Ich wollte ihn beruhigen und sagte: »Bisher hat die Hölle im Endeffekt immer verloren. Sie kann Teilsiege erringen, das gebe ich zu, aber nie das Ganze umkehren.«

»Darum werde ich beten.«

Das Läuten besaß nicht mehr die Klangstärke wie noch zu Beginn.

Es wurde dünner, ein Zeichen, daß die Mönche nun in das Gotteshaus gerufen wurden.

Wir sahen sie gehen. Sie bewegten sich auf die Treppe zu. Keiner schaute hoch zur Turmspitze, um die sich die pechschwarze Wolke drehte.

Der Spuk war wieder erschienen und holte seinen Helfer zurück.

Die Wolke verdünnte sich sehr schnell und verschwand wieder.

Normal lag der Turm vor unseren Augen.

»Ich kann es nicht begreifen«, flüsterte Bernardo. »Wo kommt dieses Wesen her? Wo ist der Schatten geboren worden, und wo hält er sich immer auf? Kannst du mir das sagen?«

»Nein, ich glaube nicht.«

»Könnten es andere Welten sein, John?«

»So ungefähr.«

Bernardo winkte ab. »Ich… ich will es auch nicht wissen. Manchmal ist es wohl besser, wenn man nicht die ganze Wahrheit erfährt. Man würde sonst verzweifeln.«

»Ja, das kann sein.« Ich stieß ihn an. »Denk nicht mehr daran, du wolltest in die Kapelle.«

»Natürlich.«

»Ist es eine normale Messe?«

»Nein, eine Art Vesper. Wir werden beten und singen. Alte Choräle aus dieser Gegend, keine gregorianischen Gesänge, wie du vielleicht angenommen hast. Ich kann leider nicht bei dir bleiben, weil wir jeder unseren Stammplatz in der Kapelle haben. Das wirst du hoffentlich verstehen, John?«

»Natürlich.«

Die Mauer schlug einen Bogen. An ihm liefen wir entlang und erreichten ebenfalls die schmale Eingangstür der aus hellen Steinen errichteten Kapelle.

Ich ließ den Mönch vorgehen und drehte mich noch einmal um.

Die Kulisse der Berge lag völlig normal vor meinen Augen. Nichts deutete auf die Anwesenheit des Spuks hin.

Aber er war da, das wußte ich auch. Irgendwo hielt er sich verborgen und wartete auf eine günstige Gelegenheit. Besaß er wohl die Kraft und die Macht, um auch die Kapelle in seinen Besitz nehmen zu können?

Ich hoffte nicht…

Bernardo war schon verschwunden. Wenn ich die Mönche bei ihren Gebeten nicht stören wollte, mußte ich mich beeilen. Ich drückte die schlichte Holztür nach innen und betrat auf Zehenspitzen die von Düsternis und Kerzenschein eingehüllte Kapelle.

Vor mir sah ich die breite Bankreihe, in der die Mönche ihre Plätze eingenommen hatten. Es gab keinen Mittelgang der zu dem schlichten Altar führte, auf dem nur ein Kreuz stand, das von zwei brennenden Kerzen flankiert wurde. Wer zum Altar wollte, mußte rechts und links an der Bankreihe vorbeigehen.

Ich hielt mich im Hintergrund. Neben einem steinernen Weihwasserbecken, das wie ein hartes Kinn aus der Wand hervorragte; blieb ich stehen, tunkte einen Finger in das Becken und bekreuzigte mich.

Jemand hatte auch die Kerzen an den Wänden angezündet. Sie steckten in schwarzen Eisenhaltern. Das Licht schuf rotgelbe Flecken, die auch die holzgeschnitzten Bilder des Kreuzwegs erreichten und die Motive so aussehen ließ, als würden sie leben.

Etwas Unheimliches hatte das Innere dieser kleinen Klosterkapelle schon an sich.

Ich war sehr sensibel für diese Dinge und spürte auf meiner Haut ein

Kribbeln.
Die Mönche knieten auf den harten Bänken. Noch waren sie im stummen Gebet versunken, was sich sehr bald änderte, denn Bruder Ricardo übernahm das Wort.
Er sprach mit schwerer Stimme, als würde es ihm schwerfallen.
Und er redete über den Tod des Abtes und die Macht der Finsternis.
Die Mönche beteten für ihren Toten.
Pater Ricardo hatte sich etwas abseits hingestellt. Es war keine direkte Kanzel, auf der er stand, mehr eine erhöhte, viereckige Steinplatte, zu der drei Stufen hochführten.
Ich wollte die Gebete nicht stören und verhielt mich dementsprechend still. Nach etwa zehn Minuten änderte sich nicht nur das Verhalten der Mönche.
Der Tag neigte sich immer mehr dem Ende entgegen. Hinter den Fenstern der kleinen Kapelle wurde es finster. Das Licht der Kerzen, nicht mehr von der Helligkeit des Tages gestört, wirkte jetzt heller.
Die Bilder des Kreuzwegs wirkten stärker.
Ich bewegte mich an der Rückseite der Kapelle nach links. Mit der rechten Hand tastete ich über die Mauer, bis die plötzlich ins Leere faßte, ich jedoch mit dem kleinen Finger über einen länglichen, kalten und harten Gegenstand rutschte.
Ich drehte mich um und sah vor mir ein Gitter. Es war an der Vorderseite einer Wandnische eingelassen. Der Raum zwischen den Stäben war breit genug, um eine normale Männerhand hindurchschieben zu können. In der Nische entdeckte ich etwas. Auf versetzt angebrachten Holzregalen standen kugelige Gegenstände. Sie wirkten wie Bälle, doch im Licht einer einsam brennenden Kerze im Nischenhintergrund sah ich, was sie tatsächlich waren.
Totenschädel…
Bleich und gleichzeitig gelblich schimmernd, auch von einer rötlichen Farbe bestrahlt, die vorn in die Höhlen der Augen eindrang und sie mit einem unheimlichen Leuchten erfüllte.
Die Schädel hatten mich tatsächlich erschreckt. Ich blickte genauer hin und sah vor ihnen kleine, beschriftete Schilder stehen. Die Mönche würde ich in ihrer Andacht bestimmt nicht stören, wenn ich die Schilder anleuchtete.
Der Strahl meiner Bleistiftleuchte tupfte gegen sie, und so konnte ich auch die Namen auf den Schildern lesen.
Sie sagten mir nichts. Im Gegensatz zu den Mönchen, denn ich nahm an, daß es die Gebeine der Äbte waren, die man hier in dieser Nische aufbewahrte. Zumindest die Schädel, denn andere Knochenreste konnte ich nicht sehen, auch nicht, als ich die Nische ausleuchtete.
Eine zweite Nische war nicht in die Wand gebaut worden, eben nur diese eine.

So etwas gab es öfter in den Bergen, daß die Menschen die Überreste ihrer Toten in die Wandnischen steckten.

Die Gebete der Mönche waren verstummt. Ich wußte, wie es weitergehen würde. Bernardo hatte von den Chorälen und Gesängen gesprochen, die das kleine Gotteshaus erfüllen sollten.

Ein noch junger Mönch trat an ein Pult heran. Er hielt eine brennende Kerze in der Hand, stellte sie ab und konnte in ihrem Lichtschein den Text und die Noten lesen, die auf dem Blatt vor ihm aufgezeichnet waren.

Er hob die Arme und legte auch den Kopf zurück.

Nach den Sekunden der Konzentration begann er mit seinem schwermütigen Gesang.

Es war eine mir fremde Klangform, zu Beginn nicht sehr melodiös, man mußte sich erst daran gewöhnen.

Der Tenor des Vorsängers verstummte jeweils nach einer bestimmten Verslänge. Danach wiederholten die Mönche das Vorgesungene. Sie hatten sich jetzt aufgestellt, und das Innere der Kirche wurde von ihrem manchmal schauerlich anzuhörenden Gesang erfüllt.

Einen Fremden wie mich machte der Gesang zwar nicht an, er beeindruckte mich jedoch. Die Menschen hier lebten in einer anderen Welt. Für sie war das Absingen der Choräle so etwas wie eine Erholung und eine innere Bereicherung zum Aufbau der Seele.

Weshalb flackerten die Lichter?

Lag es am Atmen der Mönche, daß sich die Kerzenflammen plötzlich bewegten und dabei von einer Seite zur anderen schlugen, bevor sie sich wieder aufrichteten und das Spiel von vorn begann?

Nein…

Mißtrauen keimte in mir hoch. Die Mönche ließen sich durch das Tanzen der Flammen nicht aus ihrem Rhythmus bringen. Ich schielte zur Tür. Sie war geschlossen. Dort hätte kein Durchzug entstehen können.

Dennoch war etwas geschehen. Eine andere Kraft hatte von der Kapelle Besitz ergriffen.

Die Kerzen flackerten stärker. Sie schufen huschende Schatten, ein Wechselspiel aus Licht und Dunkelheit.

Wirklich Schatten?

Ich dachte sofort an den Spuk, den Herrscher im Reich der Schatten. Sollte er es geschafft haben, in die Kirche einzudringen?

Die ersten Flammen verlöschten. Sie überraschten mich, ich konzentrierte mich auf die noch brennenden und sah über jeder Flamme einen hauchdünnen, grauschwarzen Schleier.

Jetzt hatte ich die Lösung.

Es war tatsächlich der Spuk, der es geschafft hatte, in die Kapelle einzudringen.

Schließlich brannten nur mehr zwei Kerzen. Es waren die beiden, die das Kreuz auf dem schmucklosen Altar einrahmten.

Sekunden später erschienen auch über diesen beiden Feuerzungen die dunkelgrauen Wolken, senkten sich nieder und brachten das Licht zum Erlöschen.

Dunkelheit legt sich über die Kapelle. Nur mehr hinter den Fenstern schimmerte es heller, als sollte uns von dort ein Licht der Hoffnung erreichen.

Die ersten Mönche drehten sich zu mir um. Es waren die in den hinteren Reihen.

Sie schauten mich an.

Stumm – vorwurfsvoll?

So genau konnte ich es im fahlen Dämmer nicht erkennen. Jedenfalls fühlte ich mich unwohl.

Bruder Ricardo begann zu sprechen. »Du bist in unsere Kapelle gekommen, John. Wir freuen uns immer darüber, wenn wir Gäste bei uns haben, die zum Tisch des Herrn gehen. Aber in diesem Fall war es keine gute Idee. Hast du die Schatten gelockt? Sind sie nur erschienen, weil du da bist, John?«

»Nein!« rief Bernardo. »Das kannst du nicht sagen, Bruder Ricardo. Es ist nicht so!«

»Wie denn?«

»Anders. Der Henker… er war schon da, bevor wir mit unserer Andacht begannen. Wir haben ihn auf dem Turm der Kapelle gesehen. Er stand dort und winkte mit seinem Schwert zu uns herüber. Dabei lauschte er dem Läuten der Glocke.«

Ricardo war mit dieser Antwort nicht zufrieden. »Was will er von uns? Du hast uns einen Teil seiner Geschichte erzählt, daß er vor Hunderten von Jahren sein Schwert geschwungen, gerichtet und getötet hat. Damals gab es dieses Kloster noch nicht. Weshalb ist er gerade hierhergekommen? Wir haben nichts mit ihm zu tun!«

»Ich weiß es nicht, Bruder Ricardo. Er hat bei euch am Tisch gestanden, du hättest ihn fragen sollen.«

»Sehr richtig, Bruder«, erwiderte Ricardo nach einer Pause des Nachdenkens. »Ich habe es nicht getan, aber wir müssen uns ihm stellen. Wir können es nicht zulassen, daß er unser Kloster zu einem Hort der Finsternis macht.«

Ich griff in den Dialog ein. »Das stimmt, Ricardo. Ich gebe dir recht. Dieses Kloster muß ein Ort des Gebetes und der Besinnung bleiben. Aber nicht ihr werdet ihm gegenübertreten, denn ich bin neben dem Henker in diesem Spiel die Hauptperson. Er hat mich zu euch gelockt, denn er will etwas Bestimmtes von mir. Deshalb gehe ich zu ihm, ich werde ihn suchen und ihn fragen.«

»Er wird dich köpfen!« schrie Bernardo.

»Vielleicht versucht er es, das will ich nicht abstreiten. Doch ich weiß mich sehr wohl zu wehren, glaub es mir. Ich möchte euch, meine Freunde, nur um einen Gefallen bitten. Wenn ich die Kapelle verlasse, möchte ich, daß ihr bleibt.«

»Und wenn du nicht zurückkommst?« rief Bernardo. Er drängte zwei Mönche zur Seite und kam auf mich zu.

»Keine Sorge, ich werde…«

»Dein Schicksal liegt in der Hand des Allmächtigen, John Sinclair.«

Er tauchte dicht vor mir auf, und ich konnte in sein von Zweifeln geprägtes Gesicht schauen.

»Das weiß ich, Bernardo. Wenn ihr mir einen Gefallen tun wollt, dann betet.«

Er schaute mich an. »Ja, das werden wir«, erwiderte er. »Und ich weiß jetzt auch, daß wir dich nicht zurückhalten können. Du mußt einfach gehen, John.«

»Natürlich.« Ich nickte und lächelte dabei. Längst hatte ich gespürt, daß die Zeit reif war. Ich konnte zwar nicht durch Mauern schauen, doch ich wußte auf einmal, daß der Henker draußen vor der Kirche auf mich wartete.

»Auf Wiedersehen, mein Freund Bernardo.«

»Gott behüte dich, John!« flüsterte er.

Ich drehte mich um und ließ die Mönche hinter mir zurück.

Schweigende Männer, im Innern voller Zweifel. Auch ich war nicht so mutig, wie ich mich gezeigt hatte. Ich zweifelte ebenfalls daran, ob es tatsächlich der richtige Weg gewesen war.

Die Tür knarrte, als ich sie aufzog. Frischer Wind fuhr in mein Gesicht. Tief holte ich Luft, drückte mich durch den Spalt der halb geöffneten Tür und trat ins Freie.

Vor der Kapelle war der Boden mit Steinen belegt. Sie schauten unterschiedlich hoch aus dem Untergrund hervor. Nach knapp einer Körperlänge begann bereits die schmale Treppe.

Der Henker stand auf der vorletzten Stufe. Gestützt auf sein Schwert schaute er mir entgegen.

Die Dunkelheit kam mir bläulich vor, zum Teil durchbrochen vom fahlen Silberschein des Mondes, der sich nicht nur auf den Klostermauern und den Wällen verteilte. Auch den Henker erwischte er und gab der Gestalt einen etwas gespenstischen Touch.

Ich ging so weit vor, wie ich es für richtig hielt, ohne allerdings die Treppe zu betreten.

»Länger hätte ich auch nicht gewartet«, sagte der Henker mit seiner dumpfen Stimme. »Es ist soweit.«

»Was willst du von mir? Du hast mich durch einen Trick hergelockt. Weshalb?«

»Weißt du es noch immer nicht?«

»Hätte ich sonst gefragt?«

Er nickte mir zu. Der Wind fächerte sein helles Haar in die Höhe.

»Ich werde ein Versprechen einlösen müssen, das ich gegeben habe.«

»Wem?«

»Meinem Befreier und Helfer, dem Spuk!«

»Und welches Versprechen ist das?«

Er zögerte die Antwort etwas hinaus. Als sie dann erfolgte, war ich baff.

»Ich habe versprochen, den Teufel zu töten!«

Sollte ich schreien, lachen, den Kopf schütteln? Ich tat nichts davon, sagte nur: »Unmöglich, Lorenzo, das ist unmöglich.«

»Nein!«

»Doch! Niemand hat es geschafft, den Teufel zu töten. Viele haben es versucht. Selbst der Spuk war nicht in der Lage, seine Macht zu brechen.«

»Ich werde seine Macht brechen, John Sinclair, und die Kontrolle in der Hölle übernehmen, und du wirst mir dabei helfen. Tust du es nicht, werde ich die Menschen in diesem Kloster umbringen und die Mauern dem Erdboden gleichmachen…«

***

Nein, verhört hatte ich mich sicherlich nicht. Jemand, der sich in einer solchen Lage wie Lorenzo befand, log einfach nicht. Er hatte mittlerweile schon zuviel eingesetzt. Das war kein Spaß.

»Hast du mich verstanden?« fragte er.

»Ja, das habe ich.«

»Und wirst du an meiner Seite kämpfen und den Teufel vernichten?«

Ich streckte ihm die Hand entgegen. »Es ist unmöglich. Seit Jahren versuche ich, den Terror zu brechen, den Asmodis verbreitet. Nein, Lorenzo, das ist nicht zu schaffen, glaube es mir.«

»Denkst du nicht an deine Freunde hier im Kloster? Willst du später in ihrem Blut waten?«

»Hör auf, Henker! Sie haben damit nichts zu tun.«

»Der Spuk und ich sind anderer Meinung.«

»Ja«, sagte ich, »der Spuk. Wie kommt es, daß er auf deiner Seite steht? Wieso hast du dich mit ihm verbündet?«

»Er war es, der mich vom harten Joch des Satans befreite. Er holte mich aus der jahrhundertealten Gefangenschaft hervor, denn mein Plan stammt nicht erst aus der letzten Zeit. Er ist bereits einige Jahrhunderte alt. Ich habe ihn nur zurückstellen müssen, ihn aber nicht vergessen. Ich fand den Weg in die Hölle, stand dem Teufel gegen über, kämpfte mit ihm…«

»Und hast verloren«, sprach ich in seinen Satz hinein.

»Ja, das ist wahr. Nur hatte ich damals keine Unterstützung. Heute

bist du an meiner Seite.«
»Hat mich der Spuk empfohlen?«
»So ist es.«
»Weshalb hat er dich befreit?«
»Weil auch er den Satan haßt.«
Da hatte er nicht unrecht. Mir war das Verhältnis zwischen Asmodis und dem Spuk schon seit langem bekannt. Es war bestimmt kein freundschaftliches. »Trotzdem bist du einem Irrtum erlegen, Lorenzo. Denk nur nicht, daß der Spuk zu deinen Freunden zählt. Er ist jemand, der dich nur benutzt. Du wirst es nie schaffen, den Satan zu besiegen und selbst Höllenherrscher zu werden.«
»Einmal habe ich es schon geschafft.«
»Nicht als Herrscher.«
»Aber ich kenne den Weg in die Hölle, Sinclair!« Er hob sein Richtschwert an und zielte mit der Spitze auf meine Brust. »Ich kenne ihn sehr genau. Auch in den vergangenen Jahrhunderten hat sich daran nichts geändert. Der Weg existiert noch, und zwar hier in der Nähe, Sinclair. Jetzt weißt du, weshalb ich das Kloster ausgesucht habe. Die Mönche konnten nicht wissen, daß sie fast zum Greifen nahe den Weg zur Hölle liegen haben. Aber ich weiß es.«
»Du willst mich hinführen?«
»Ja.«
»Wie weiter?«
»Ich werde zusammen mit dir in die Hölle gehen und den Teufel besiegen!«
Ich konnte nicht anders, ich mußte einfach lachen. »Das ist der perfekte Irrsinn.«
»Laß dich vom Gegenteil überzeugen.«
»Nein, auf keinen Fall. Es hat mit Feigheit nichts zu tun, wenn du das denkst. Ich weiß einfach, daß dir der Teufel über ist. Aber wenn du unbedingt willst, kannst du gehen. Ich bin der letzte, der dich aufhalten würde.«
»Ohne dich nicht.«
»Dann muß ich dich an deine Worte erinnern, Lorenzo. Du hast gedroht, die Mönche zu töten. Ich habe es genau behalten. Damit das nicht passiert, werde ich dich, wie wir sagen, zum Teufel schicken, Henker!« Bei diesen Worten holte ich mein Kreuz hervor.
»Wer den Weg in die Hölle nicht scheut und sich mit dem Teufel gleichsetzen will, muß auch dessen Schwächen übernehmen. Es gibt nicht viele Dinge, vor denen sich der Satan fürchtet, aber vor dem Kreuz, glaub mir.«
Noch traf der Henker keine Anstalten, zurückzuweichen. Den Grund sah ich sehr bald.
Hinter ihm erschien etwas Langes, Schwarzes. Es kroch wolkig und

lautlos die Stufen der Treppe hoch.

Der Spuk kam!

Ich wechselte das Kreuz in die linke Hand, zog blitzschnell die Beretta und schoß.

Die Kugel jagte auf den Henker zu – und verglühte.

Die Wolke war im letzten Augenblick schneller gewesen. Der Spuk wollte es tatsächlich darauf ankommen lassen. Mit geweihten Silberkugeln konnte ich ihm nicht beikommen.

Die Schatten vermehrten sich und nahmen an Größe zu. Schon bald hatten sie die Höhe eines Hauses erreicht und kamen mir lautlos entgegen, wie gewaltige Wände.

Ich sah hinein, ich spürte wieder diesen kalten, grauenvollen Ansturm und erkannte plötzlich die beiden roten Punkte innerhalb der Schwärze, wo sie wie Augen leuchteten.

»John Sinclair, du solltest ihm folgen und ihn auf seinem Weg begleiten.«

»Willst du ihn in die endgültige Vernichtung jagen?« sprach ich die Wolke an.

Die Stimme war überall, als sie die Antwort gab. Sie hatte mich regelrecht eingerahmt. »Nein, ich möchte seiner Rache nicht im Wege stehen. Ich habe ihn befreit. Der Teufel hatte ihm einen glühenden Nagel durch die Kehle geschlagen und ihn somit gebannt. Ich kam und erlöste ihn. Jetzt begleite ich ihn weiter. Ich habe ihn auf die Spur des Teufels gebracht, Sinclair, und ich habe ihm von dir berichtet. So ist alles seinen normalen Gang gelaufen, wie ich es mir eben vorgestellt habe. Und denke daran, auch ich könnte die Mönche vernichten.«

»Das würde ich dir noch zutrauen.«

»Sicher.«

In der Wolke entstand eine Bewegung. Genau zwischen den beiden glühenden Augen zeichnete sich ein kantiger Gegenstand ab, der ebenfalls in einem dunklen Rot leuchtete, allerdings schon einen Stich ins Violette bekommen hatte.

»Kennst du ihn?«

Und ob ich diesen Gegenstand kannte. Es war der Würfel des Unheils, den der Spuk leider in seinen Besitz gebracht hatte. Wie gern hätte ich ihn gehabt. Nur gut, daß es einen zweiten Würfel gab, der die Kraft des ersten aufhob. Der zweite befand sich im Besitz des Abbé Bloch, einem Freund und Templerführer.

»Was willst du mit dem Würfel? Ihn gegen den Teufel einsetzen?«

»Vielleicht. Ich könnte ihn dem Henker überlassen. Das wäre eine Möglichkeit.«

»Seine Kraft ist ausgeglichen, kompensiert. Durch die Existenz des zweiten Würfels wurde ihm der Wille zur Vernichtung genommen.«

»Auf deiner Seite, nicht auf der schwarzmagischen. Ich kann ihn

noch immer einsetzen.«

Der Henker stand mit seinem schlagbereiten Richtschwert inmitten der schwarzen Wolke und sagte nichts. Er war derjenige, der abwartete und sich dem Teufel stellen wollte.

Mein Blick fiel auf das Kreuz. Auch der Talisman war in den Bereich des Spuks geraten. Das Kreuz hatte seinen silbrigen Glanz verloren und war matt geworden. Der Spuk schaffte es tatsächlich, ihm einen Teil der Kraft zu nehmen.

Ich wußte es, und er hätte mich durchaus auch besiegen können, aber er tat es nicht, denn ich war ebenso ein Trumpf für ihn wie der Henker. Auch wenn ich auf der anderen Seite stand.

»Hast du dich entschieden?«

»Ja, das habe ich.« Ich zeigte auf den Henker. »Willst du noch lange hier bleiben?«

»Nein.«

»Dann geh!« Ohne Furcht schritt ich auf ihn zu…

***

Bernardo sah, wie sich die Tür hinter dem Geisterjäger schloß. Er wollten ihm nachlaufen. In seinem Herzen brannte der Wille, dem Mann aus London zu helfen, und er setzte sich auch in Bewegung, doch die Stimme des neuen Abtes stoppte ihn.

»Nein, Bruder! Du läßt ihn!«

Der Mönch stoppte. Seine Hände hatten bereits das Holz der Tür berührt. »Weshalb?« fragte er.

»Weil ich es so will.«

»Aber ich fühle mich schuldig.«

»Das kann ich mir vorstellen. Ich will keinen mehr verlieren. Ihr bleibt hier. Wenn jemand überhaupt geht, dann bin ich es, Brüder!«

Sie alle hatten die scharf gesprochenen Worte des Abtes vernommen. Keiner von ihnen wagte einen Widerspruch. Die Männer waren es einfach gewohnt, zu gehorchen.

Bernardo schaute noch immer gegen das dunkle Holz. Sollte er – sollte er nicht?

Er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Furchtbare Dinge waren geschehen, er fühlte sich daran schuldig. Wenn er jetzt den Rahmen sprengte, würden sie ihn nicht mehr in die Gemeinschaft aufnehmen.

Von Zweifeln geplagt, drehte sich der Mönch um. Er hörte die Schritte näher kommen. Allein am Klang erkannte er, daß es Ricardo war, der auf ihn zueilte.

Sein starres Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. Er legte Bernardo eine Hand auf die Schulter. »Es ist gut, mein Sohn, daß du dich entschlossen hast, bei uns zu bleiben. Nur hier seid ihr sicher, versteht ihr das?«

»Ja, das verstehe ich.«

»Dann laß es gut sein.« Ricardo wollte abdrehen, aber Bernardo war etwas aufgefallen.

»Einen Moment noch, Bruder. Du hast vorhin gesagt, daß wir uns sicher fühlen. Zählst du dich nicht dazu?«

»Ja und nein.«

»Wie sollen wir das verstehen?«

»Ich werde euch verlassen«, sprach der Abt in die Kapelle hinein, damit es jeder hören konnte. »Ich trage für dieses Kloster die Verantwortung, deshalb kann ich es nicht zulassen, daß andere Kräfte von ihm Besitz ergreifen. Ich werde mit ihnen kämpfen.«

»Denk an Bruder Clermont. Er ist gestorben, als er sich den Mächten entgegenstemmte. Willst du, daß dir das gleiche Schicksal blüht?«

»Nein, es wird mir nicht so ergehen!« erwiderte Ricardo hart.

»Bruder Clermont war nicht vorbereitet, im Gegensatz zu mir. Ich bin es, denn ich weiß nun, was auf mich zukommen wird. Deshalb gehe ich und folge ihnen. Es ist meine Pflicht als Abt dieses Klosters.«

Die Mönche versuchten zwar noch einen Widerspruch, aber der Mann ließ sich nicht überzeugen.

Er ging.

Den normalen Ausgang nahm er nicht. Die Kapelle besaß hinter dem Altar noch eine schmale Schlupftür, durch die sich ein Mensch schieben konnte, wenn er sich duckte.

Der Abt erreichte die Tür und schloß sie auf. Ein Lächeln glitt dabei über sein Gesicht. Er besaß den Schlüssel, er kam überall hin, wenn er wollte.

Es war ein gefährlicher Weg, den er sich vorgenommen hatte.

Schon bei Tageslicht nicht einfach zu gehen, in der Dunkelheit aber mußte derjenige den Pfad genau kennen.

Ricardo gehörte dazu. Er schloß die Tür wieder ab und drehte sich nach links. Im direkten Schatten der Kapellenmauer ging er weiter.

Rechts von ihm befand sich nur mehr ein schmaler Pfad, hinter dem das Gelände zwar nicht senkrecht, aber dennoch steil abfiel. Wer diesen Hang hinabrutschte, konnte es kaum schaffen, sich zu halten.

Der rollte zumeist bis zum Ende durch.

Eine Stelle jedoch gab es, die begehbar war, und genau die fand Ricardo mit traumwandlerischer Sicherheit. Mit der linken Hand stützte er sich an der Außenwand der Kapelle ab, das rechte Bein winkelte er ebenfalls ab und prüfte nach, wie hart der Rand des Abgrunds war.

Er hielt sein Gewicht.

Ricardo ging in die Hocke. Mit beiden Händen tastete er so lange, bis er die Lücke gefunden hatte.

Ein knappes Lächeln huschte über sein Gesicht, dann spürte er die

weiche Erde des schmalen Pfads unter seiner Hacke.

Die ersten Meter waren am schlimmsten, denn dort war der Hang am steilsten. Später würde es flacher verlaufen. Ein aus der Erde aufragendes Wurzelwerk hatte es geschafft, so etwas wie eine natürliche Treppe zu bilden. Mit der Hacke stemmte sich der Mönch dagegen, so daß er die Gefahr des Ausrutschens verringerte.

Er lief den Weg nicht zum erstenmal. Der Boden war zwar weich, aber nicht feucht.

Längst waren über dem Abt die Umrisse der Kapelle verschwunden. Wenn er hochschaute, sah er nur den dunklen Himmel. Klar und sternenübersät. Dazwischen der Mond als »verbeultes« Auge.

Ricardo kletterte weiter, benutzte Wurzeln und Zweige als Hilfsmittel.

Und so kam er weiter, bis er endlich sein Ziel erreichte. Es lag in einer kleinen Mulde, die praktisch zwei Hänge als Schüssel miteinander verband.

Aus der Mulde hervor wuchs ein in der Dunkelheit gespenstisch aussehender Gegenstand.

Ein uralter Baum…

Der Stamm konnte kaum von einem Mann umfaßt werden. Darüber breitete sich fächerartig das knorrige Astwerk aus. Die Eiche hatte bereits ihre Jahrhunderte auf dem Buckel, aber sie war für denjenigen, der sie sich als Ziel ausgesucht hatte, ungemein wichtig.

Dicht vor dem Stamm blieb Ricardo stehen. Er wollte den Geruch in sich aufnehmen, denn es war ein besonderer. Lange hatte er gezögert, aber jetzt war die Zeit reif.

Wenn die anderen gewußt hätten…

Ein hohl klingendes Kichern drang aus seinem Mund, als er die Arme nach einer Astgabel reckte. Mit beiden Händen mußte er zugreifen, um einen bestimmten Gegenstand fassen zu können. Der klemmte jedoch fest.

Der Mönch zog stärker, spürte den Ruck, als sich der Gegenstand aus der Verklemmung löste, und der Abt durch den Gegendruck nach hinten fiel.

Er landete auf dem Rücken, seine Beute aber mit beiden Händen festhaltend.

Lautes Keuchen durchdrang die Stille der Lichtung. Es verstummte erst, als sich der Abt den Gegenstand vor sein Gesicht preßte. Nur noch ein leises Rascheln war zu hören, als Ricardo aufstand und einen bestimmten Weg einschlug.

Er war bereit…

***

Die Wolke blieb, der Spuk ging nun auf Nummer Sicher. Ich trat auf

den Henker zu. Mein verblaßtes Kreuz hatte ich weggestreckt, ich brauchte es nicht mehr.

Vor dem Unheimlichen blieb ich stehen. »Willst du vorangehen?« fragte ich ihn.

»Nein, du!«

Die Treppe war einfach zu schmal, um zwei Personen nebeneinander hergehen zu lassen.

»Ich kenne den Weg nicht.«

»Den beschreibe ich dir. Außerdem will ich dich nicht gern in meinem Rücken haben.«

»Traust du mir nicht?«

»Keinem, der so ist wie du. Der sich auf Dinge verläßt, die der Teufel haßt.«

»Du doch auch – oder?«

»Ja.«

Daß er damit mein Kreuz gemeint hatte, war mir längst klar geworden. Ich drückte mich an ihm vorbei. Trotz der Finsternis konnte ich sein Gesicht erkennen. Es erinnerte mich an Faltenpuzzle. Bisher hatte ich seine Haut noch nicht berührt. Zombies haben meist eine kalte Haut, die sich wie Teig anfühlt. Bei Lorenzo wollte ich daran nicht glauben. Seine Gesichtshaut, zudem leicht dunkel, erinnerte mich mehr an brüchiges Leder, das nur noch mühsam zusammengehalten wurde.

Der Spuk blieb bei uns. Zwar zeigte er seine Augen nicht mehr, aber der grauschwarze, dünne Schleier blieb wie ein Umhang, der über den Stufen hing, sich mal verdichtete und dann wiederum aussah wie ein dünnes Kleid.

Ich kannte die Treppe nicht und setzte dementsprechend vorsichtig meine Schritte.

Eines hatten die Stufen gemeinsam. Sie waren sehr steil. Leider auch unterschiedlich hoch, so daß ich bei manchen von ihnen mein Bein stark ausstrecken mußte.

Lorenzo, der Henker, ging hinter mir her. Wenn er die Stufen nahm, schlurften seine Schritte, als hätte er große Mühe, sich überhaupt zu bewegen. Begleitet wurde er von einem Kratzen, weil die Schwertspitze über die Stufenkanten schabte.

Am Ende der Treppe wartete ich im Schutz einer hinter mir hochwachsenden Mauer. Ich schaute dem Henker entgegen, weil er sich aus den dunklen Schwaden löste. Ein nächtliches Gespenst, das seinen Platz zwischen den alten Klosterbauten gefunden hatte.

Auch der Saum seines Gewandes zeigte zackige Stellen. Dort war der Stoff eingerissen. Wenn er gegen die Schienbeine des Henkers schlug, wallte Staub auf.

»Da du dich hier auskennst, wirst du mir sagen, wohin ich nun gehen

muß.«
»Freust du dich darauf?«
»Auf den Teufel?«
»Ja.«
Ich nickte ihm zu. »Irgendwie schon. Es gibt Dinge, die mich besonders interessieren. Ich bin gespannt darauf, wie der Höllenherrscher reagiert, wenn er dich, seinen alten Gefangenen, sieht. Wahrscheinlich wird er längst wissen, daß du befreit worden bist. Ich kenne ihn ziemlich gut. Der Teufel verkraftet es nicht so leicht, wenn man gewisse Dinge wegnimmt, die er für sich beansprucht.«
»Das ist mir egal.«
Ich hob die Schultern. »Du mußt es wissen. Noch einen Rat, Henker. Stell dir die Sache nur nicht so einfach vor. Nicht ohne Grund herrscht Asmodis über solch ein gewaltiges Reich. Er ist eine Figur, die sich zudem verstellen kann. Er ist heimtückisch, er ist grausam, auch falsch-freundlich, aber stets auf seinen Vorteil bedacht, die Seelen der Menschen in seine Gewalt zu bekommen. Man kann ihn nicht begreifen, er ist eine Macht, er ist das Böse an sich, und er ist nicht einmal eine Person, denn er setzt sich aus dreien zusammen, um eine zu formen.«
»Du kennst dich aus.«
»Ich habe mich mit ihm beschäftigt, glaub mir. Asmodis, Beelzebub und Baphomet, das sind die drei, die sich in dem absolut Bösen, eben Luzifer, vereinen.«
Der Henker schüttelte den Kopf. »Ich lasse mir von dir keine Furcht einjagen. Zu lange schon habe ich über meine Rache nachgedacht. Ich habe mir alles genau vorgestellt, und ich werde es in die Tat umsetzen, das kann ich dir versprechen.«
»Natürlich.«
Er schob mich weiter, denn die Zeit drängte. Wäre der Spuk nicht gewesen, hätte ich ihn schon längst gestellt, nur wollte eben dieser Dämon, daß wir den Teufel fanden. Ich traute ihm zudem eine schreckliche Rache an Unschuldigen zu, wenn ich nicht so mitmachte, wie er es sich vorgestellt hatte.
»Wo sollen wir hin?«
Der Henker schob mich zur Seite. Er ging an mir vorbei, ich konnte ihn riechen.
Es war ein widerlicher Gestank, zusammengesetzt aus einem muffigen Geruch, aus Schwefeldämpfen und Fäulnis. Lange Zeit hatte er in der Hölle vor sich hingemodert, das merkte man ihm auch an, als er sich in dieser Welt bewegte.
Ich schaute diesmal auf seinen breiten gebeugten Rücken und fragte mich, ob nur die Hände knochig waren oder auch der übrige Körper.

Von seinen Füßen sah ich nichts. Sie steckten in alten, lappigen Schuhen, Fetzen, die von Bändern zusammengehalten wurden, so konnte er auch ziemlich lautlos gehen.

Eine Treppe lag hinter uns, die nächste folgte nicht, denn der Henker bewegte sich über einen schmalen Pfad und damit auch weg vom eigentlichen Kloster.

Er führte mich in die Bergwelt hinein, was ebenfalls nicht ungefährlich war.

Im Gegensatz zu zahlreichen Touristenwegen, die an Schluchten und steilen Abhängen vorbeiführten, gab es hier kein Geländer, keinen Zaun und auch keine Absperrung.

Rechts von uns lauerte die Tiefe wie ein Schlund. Links wuchs steil ein Felsen hoch.

In der Dunkelheit sah er glatt aus, doch oft genug mußte ich mich ducken, um nicht mit der Stirn gegen irgendwelche vorspringenden Felsnasen zu stoßen, die mir die Haut aufrissen.

Der Henker ging seinen Weg unbeirrt. Er kannte sich aus, er war sich hundertprozentig sicher.

Manchmal zuckte es mir in den Händen, ihn einfach den Abhang hinabzustoßen, aber was hätte das gebracht?

Monstren wie ihn konnte man auf diese Art und Weise nicht aus der Welt schaffen. Da mußten schon andere Waffen herhalten.

Er kümmerte sich nicht um mich. Nicht einmal drehte er seinen widerlichen Schädel. Für ihn war einzig und allein das Ziel wichtig, der Weg in die Hölle, zum Teufel.

Als wenn das so einfach gewesen wäre. Schon lange kämpfte ich gegen Asmodis, hatte zwar auch Eingänge ins Reich des Bösen gefunden, sogar das Tor zur Hölle aufgestoßen, aber es war stets mit gewaltigen Schwierigkeiten verbunden gewesen. Andererseits lernte man nie aus. Vielleicht gab es tatsächlich einen einfacheren Weg, dem Satan ins Gesicht zu schauen und damit auch der Hölle.

Ich sah den Spuk nicht. Daß er sich zurückgezogen hatte, daran glaubte ich auch nicht. Ein Dämon wie er ließ sich eine derartige Chance nicht entgehen. Noch immer träumte er davon, sein Reich des Schatten unter Hinzunahme der Hölle zu erweitern.

Sollte ihm das gelingen, sollte er Asmodis tatsächlich schaffen, dann, so fragte ich mich, würde er doch wie seine Brüder Baphometh und Beelzebub reagieren?

Baphomet kümmerte sich mehr um die Templer, das war seit altersher sein Gebiet. Allerdings hatte er durch mich eine schwere Niederlage einstecken müssen und war zunächst einmal in der Versenkung verschwunden, ebenso wie sein Helfer Vincent van Akkeren.

Beelzebub hielt sich zumeist zurück. Mit ihm hatte ich bisher wenig

Kontakt gehabt, glaubte jedoch, daß er sich mehr auf Zombies spezialisiert hatte.

Und alle drei zusammen ergeben Luzifer, das absolut Böse, wobei ihm noch Lilith, die erste Hure des Himmels, wie sie auch genannt wurde, zur Seite stand.

Es war nicht einfach, die Strukturen des Bösen zu begreifen, auch ich erlebte immer wieder Überraschungen, weil ich einfach den Durchblick noch nicht bekommen hatte. Zu viele Kleinigkeiten spielten dabei eine große Rolle.

Daß sich die Landschaft änderte, sah ich nicht, es war irgendwie für mich zu spüren.

Die Schlucht an der rechten Seite kam mir nicht mehr so tief vor.

Sie schien von innen her anzusteigen.

So war es auch.

Als ich einen Blick nach rechts warf, entdeckte ich den Schatten, der durch die Dunkelheit in die Höhe zu kriechen schien, um sich irgendwo zwischen Himmel und Erde festzukrallen. Dort, wo der breite Schatten sein Ende hatte, malte sich in der Dunkelheit eine wellige und auch gezackte Linie ab, ein Bergkamm.

Der Henker drehte sich um und blieb stehen. Auch ich ging nicht mehr weiter.

»Wir werden nicht mehr weit zu laufen haben!« erklärte er mir mit seiner brüchigen Stimme.

»Wo ist es?«

»Das Ziel liegt versteckt, auf der Höhe, aber in einer kleinen Mulde. Kaum jemand weiß davon.«

»Und dort befindet sich der Eingang zur Hölle?« Meine Stimme hörte sich an, als könnte ich es nicht glauben.

»Ja.«

»Müssen wir in die Erde?«

Ich sah seine Augen. Sie schimmerten heller, ohne jedoch Pupillen zu besitzen. »Denke nicht immer so dumm, Sinclair. Es ist anders, ganz anders.«

Ich war neugierig. »Wie denn?«

»Das wirst du schon früh genug sehen.«

Er setzte seinen Weg fort, und ich stiefelte wieder hinter ihm her.

Nicht eben begeistert, aber gespannt darauf zu erfahren, wie man, ohne durch ein transzendentales Tor zu gehen, in die Hölle gelangen konnte. Man lernte ja nie aus.

Über eine Gefahr des Abrutschens oder Abstürzens brauchte ich mir keine Gedanken zu machen. Der Weg hatte sich verbreitert, und er lief tatsächlich auf eine Lücke zwischen den Hängen oder Felsen zu. Die Lücke besaß die Form einer Mulde.

Nicht frei gelegen, von Bäumen und Unterholz bewachsen.

Vergeblich suchte ich eine Lücke. Die sah ich erst, als wir näher herankamen. Als hätte jemand das Unterholz aufgerissen, so tat sich ein Loch auf, vor dem Lorenzo stehengeblieben war, als könnte er sich nicht entscheiden.

»Hast du dich geirrt?« fragte ich.

»Nein.«

»Dann geh in die Hölle«, erwiderte ich spöttisch.

Er gab einen Brummton ab, bevor er sich schüttelte, als hätte man ihn mit kaltem Wasser begossen. Danach schlich er vorsichtig auf die Lücke zu.

Ich warf noch einen Blick zurück. Hinter mir war die Finsternis noch dichter geworden, ein Beweis dafür, daß auch der Spuk noch in der Nähe lauerte.

Der Henker duckte sich. So griffen nicht die knorrigen Zweige und Äste nach ihm. Mit wuchtigen Tritten zerknackte er störendes Unterholz, bewegte einige Male fast wütend seine Schultern und setzte den Weg dann fort.

Ich blieb ihm auf den Fersen. Den Gürtel hatten wir rasch hinter uns gelassen und standen plötzlich in einer Lücke, nein, es war schon eine Lichtung, eingerahmt von alten Bäumen, düster, unheimlich wirkend und auch furchteinflößend.

Ich wartete auf eine Reaktion des Henkers.

Es war komisch, er schien sich nicht zurechtzufinden. Gebückt durchschritt er die Lichtung, ging dann in einen Kreis und suchte nach einer bestimmten Stelle.

»Deine Gefangenschaft hat wohl zu lange gedauert, und du hast einiges vergessen«, sprach ich ihn an.

Das konnte er nicht vertragen, denn er drehte sich um und drohte mir mit dem Schwert.

»Soll ich mitsuchen?«

»Bleib stehen, wo du bist, Sinclair. Du wirst noch früh genug an die Reihe kommen.«

»Darum bitte ich doch!«

Ich ließ ihn weiter suchen. Dabei hielt ich Ausschau nach dem Spuk, ohne die Wolke allerdings entdecken zu können, war mir aber sicher, daß der Dämon irgendwo in der Nähe wartete.

Ein röhrender Laut zerriß meine Überlegungen. Lorenzo hatte ihn ausgestoßen.

Er stand vor einem mächtigen Baum, wahrscheinlich einer Eiche, so genau erkannte ich das nicht. Beide Arme drückte er in die Höhe und suchte im nahen Geäst nach.

»Hier ist es…«, sagte er – und zuckte im gleichen Moment zurück.

So heftig, daß selbst ich erschrak, obwohl ich auf ziemlich alles vorbereitet gewesen war.

Er stierte mich an.
»Was ist los?«
»Wo ist sie?«
»Was ist wo?«
»Die Maske!« flüsterte er rauh und kam auf mich zu. Sein Schwert hatte er angehoben, die Klingenspitze zielte dabei auf meine Brust.
Ich zog die Waffe. »Gehst du noch einen Schritt, werde ich schie ßen, Henker!«
Er blieb tatsächlich stehen. Die Silberkugeln schienen ihm Respekt einzuflößen.
»Die Maske ist verschwunden.«
»Wozu brauchst du sie?«
»Ich kann durch sie in die Hölle schreiten. Nur wenn ich sie aufsetze, finde ich den Weg.«
»Tut mir leid, ich habe sie nicht. Vielleicht ist dir ein anderer zuvorgekommen.«
»Wer sollte davon wissen?«
»Der Spuk?«
»Er würde mich nicht hintergehen.«
Da hatte er in diesem Fall recht. Der Spuk hatte bestimmt kein Interesse daran, ihm Steine in den Weg zu legen. Also mußte es noch eine dritte Person in diesem perfiden Spiel geben.
»Wie ich dir schon sagte, Lorenzo, es ist viel Zeit ins Land gegangen. Es hat sich einiges getan. Hier steht jetzt ein Kloster. Dörfer sind gebaut worden. Menschen leben hier, die es damals nicht gegeben hat, die sich für die Geschichte ihres Landes interessiert haben. Auch sie können von deinem Geheimnis erfahren haben, das ist alles möglich.«
»Nein, nie, ich…« Lorenzo war dermaßen überrascht, daß er nicht weitersprechen konnte.
Ich aber konzentrierte mich auf die gegenüberliegende Seite der Lichtung, weil ich dort eine Bewegung gesehen hatte.
Etwas war erschienen.
Eine Gestalt?
Jedenfalls bewegte sich das Unterholz, jedoch nicht vom Wind, denn der war doch so gut wie eingeschlafen.
Ein Mensch schob sich hervor. Er war bisher gebückt gegangen, nun richtete er sich auf, und ich konnte ihn direkt anschauen.
Nein, der hatte kein Gesicht! Der Henker hatte nach der Maske gesucht und sie nicht gefunden. Er konnte sie nicht finden, weil der andere sie trug. Er war ihm tatsächlich zuvorgekommen!

***

Die Maske besaß eine gewisse Kraft. Ob dämonisch oder nicht, das war nicht genau zu sagen, jedenfalls strahlte sie ein fahlgrünes und

leicht ins gelbliche hineingehende Leuchten ab.
Sie besaß die Form eines Schilds, das nach unten spitz zulief. In der oberen Hälfte, wo sie ziemlich breit war und sich auch so etwas wie eine Stirn andeutete, drängten sich die Augen zusammen. Dicht darunter befand sich die dicke Nase, die wie ein Klumpen aussah.
Ich konnte mir nicht helfen, aber ich wurde einfach das Gefühl nicht los, die Person, die die Maske trug, zu kennen. Ich hatte sie schon gesehen, dies nicht vor allzu langer Zeit.
Die Maske lenkte durch ihr Leuchten von seiner eigentlichen Gestalt ab. Er trug einen langen Mantel, der fast bis zum Boden reichte.
Wie er dastand, wirkte er wie eine Gestalt aus dem Horror-Kabinett.
Irgendwie paßte er zu dem Henker, nur ich fühlte mich zwischen den beiden fehl am Platz.
Auch Lorenzo hatte etwas bemerkt. Die Gestalt mit der Maske stand links von ihm. Wenn er sie anschauen wollte, mußte er sich drehen.
Er kam mir vor wie jemand, der sich nicht zu trauen schien. Ich wollte die Sache forcieren und rief: »Die Maske ist da, Henker, nur hat sie jemand anderer.«
Lorenzo bewegte sich, jedoch langsam, als stünde er unter Druck.
Sein Schwert hatte er sinken lassen. Die Klingenspitze schleifte über den Boden und kappte einige Grashalme.
Dann schauten sich die beiden an.
Für einen Moment stand der Henker unbeweglich. Plötzlich aber raste ein Zittern durch seinen Körper, als hätte er einen heftigen Schlag erhalten.
»Du!« brüllte er die Gestalt an. »Du… du hast die Maske an dich genommen – du!«
»Ja, ich habe sie auch!«
Hinter der Maske klang die Stimme fremd. Trotzdem hatte ich sie identifizieren können.
Mich traf fast der Schlag, denn damit hatte ich nicht gerechnet. Die Stimme gehörte dem stellvertretenden Abt des Klosters, einem Mönch namens Ricardo…

***

Er mußte wohl gemerkt haben, welches Licht mir aufgegangen war, denn er lachte mich hinter seiner Maske an. »Nun, Geisterjäger, bist du überrascht?«
»Das kann man wohl sagen.«
»Ich nicht. Aber ich will dir sagen, Geisterjäger, nicht jeder, der sich hinter Klostermauern versteckt, ist auch ein Mönch. Das war früher so, das ist auch heute so. Ich habe mich in das Kloster hineingemogelt, denn ich wußte durch meine Studien, daß es hier etwas gab, das mir Macht und Einfluß verleihen konnte. Jahrelang hat sich niemand um

das Relikt des Teufels gekümmert, es ist in Vergessenheit geraten, bis ich kam und es wieder hervorholte.«

»Was hast du davon, Ricardo? Zeigt dir die Maske tatsächlich den Weg in die Hölle?«

»Ja.«

»Dann geh vor!« rief ich.

»So einfach ist es nicht, das wird auch Lorenzo wissen. Man muß sie aufsetzen, eine Beschwörung sprechen, um anschließend bestimmte Dinge sehen zu können.«

»Welche?«

»Wege in die Hölle. Derjenige, der die Maske aufgesetzt hat, dem werden die Wege aufgezeigt. Nur er kann sehen, wie sich die Hölle öffnet. Frag Lorenzo.«

»Stimmt das, Henker?«

»Ja, er hat recht. Die Maske ist wichtig. Sie ist uralt. Keiner weiß, woher sie stammt, schon damals nicht. Einige behaupteten, daß der Satan sie persönlich hergestellt haben soll, um seinen treuen Diener damit zu belohnen. Das hat mich nicht interessiert, mir kam es einzig und allein auf die Maske an. Ich habe sie auf meinen Reisen durch das Land gefunden und wußte sofort, was ich damit anfangen mußte. Ich spürte ihre Magie, und es war wunderbar. Ich setzte sie zum erstenmal auf, daran kann ich mich noch erinnern. Plötzlich hatte ich Kontakt zum Teufel. Ich spürte ihn in mir. Schon immer habe ich ihn beneidet wegen seiner ungebrochenen Machtfülle. Er war einfach herrlich. Ich wollte wie er sein, nein, ich wollte sogar mehr. Ich war fest entschlossen, die Hölle zu übernehmen. Seine Herrschaft sollte auf mich übergehen, das habe ich mir geschworen, und es war tatsächlich so, daß ich den Weg in die Tiefen der Hölle finden konnte. Ich stellte mich zum Kampf, der Satan gewann, doch der Spuk befreite mich.« Lorenzo nickte dem verräterischen Mönch zu. »War es bei dir das gleiche?«

»Ja. Henker. Nur mit einem Unterschied. Ich bin nicht so vermessen, den Teufel stürzen zu wollen. Im Gegenteil, ich gehöre zu ihm, ich werde ihm dienen und zur Seite stehen. Ich werde dieses Kloster zu einem Stützpunkt der Hölle machen. Eigentlich müßte ich dir dafür danken, daß du den Abt getötet hast. Der Weg für die Kräfte der Hölle ist deshalb frei! Es ist wunderbar, es hätte einfach nicht besser laufen können, glaub mir.«

»Du hast dich geirrt, Mönch. Ich hatte lange Jahre Zeit, mir alles genau zu überlegen. Jetzt, wo ich den Weg endlich bis zum Ende gegangen bin, trete ich keinen Schritt zurück. Ich werde mir die Maske holen, denn sie gehört mir.«

»Nie!«

Die Antwort hatte entschlossen geklungen. Ich konnte mir gut

vorstellen, daß Ricardo es auf einen Kampf mit dem Henker ankommen lassen würde. Er gehörte zu denjenigen, die alles zerstörten, wenn es um seine Ziele ging.

Was sollte ich dabei tun?

Abwarten und Tee trinken. Wenn zwei sich streiten, freut sich meistens der Dritte. Ich konnte von derartigen Auseinandersetzungen nur profitieren, denn unbedingt scharf auf einen Kampf war ich nicht, denn ich sah mich trotz meiner gefährlichen Arbeit noch immer als einen friedlichen Menschen.

»Komm her!« lockte Ricardo. »Los, Henker, komm zu mir und hol dir die Maske!«

Er nickte. So heftig hatte ich ihn bisher noch nicht reagieren sehen.

Es war eine entschlossene Geste, ein wildes Zeichen, sich nicht zurückdrängen zu lassen.

Und er kam.

Wuchtig setzte er den ersten Schritt, als wollte er seinen Fuß in den Boden rammen. Der zweite folgte, der dritte; er ging wie jemand, den man aufgezogen hatte und in dessen Innern die Mechanik ablief.

Der verräterische Mönch ließ ihn kommen. Mit einer beinahe schon bewundernswerten Gelassenheit schaute er ihm aus den Augenschlitzen der Maske entgegen.

Eine Waffe sah ich nicht an ihm. Möglicherweise steckte sie unter der Kutte. Doch er zeigte keine Regung, um sie zu ziehen. Die Arme hingen beiderseits seines Körpers nach unten, als würden sie überhaupt nicht zu ihm gehören.

Dieser Mensch fühlte sich einfach sagenhaft sicher!

Der Henker interessierte sich auch nicht mehr für mich. Er hatte mich einfach vergessen.

Noch besaß ich Zeit genug, um mir die Umgebung anzuschauen.

Für mich war die dritte Kraft wichtig, der Spuk.

Ich entdeckte ihn nicht. Ihn schien die ganze Sache nichts mehr anzugehen.

Der Henker schwang seinen rechten Arm im Kreis. Es sah so aus, als wollte er ihn locken. Zusammen mit dem Arm schlug auch das lange Schwert einen Bogen und berührte, wenn es in die Tiefe fiel, mit seiner Spitze den Boden.

Ricardo hatte bisher neben den Bäumen gestanden und sich förmlich in den Schatten ihrer Zweige und Äste hineingeduckt. Als der Henker nahe genug herangekommen war, verließ er die Deckung und ging auf die Mitte der Lichtung zu.

Da wollte er ihn erwarten.

Lorenzo lachte. Er war sich seiner Sache ungemein sicher. Weit holte er aus. Es sah so aus, als würde er den Mönch mit einem Schlag der Klinge von oben nach unten in zwei Hälften sprengen wollen, doch

kurz zuvor veränderte er die Richtung seines Schwerts und ließ sie waagerecht und in Halshöhe durch die Luft pfeifen.

Das genau war seine Spezialität. Als Henker hatte er es gelernt, den Delinquenten zu köpfen.

Meine Nackenhaut zog sich zusammen, als ich den Weg der Klinge verfolgte. Seltsamerweise bekam ich keine Angst um die Person des Mönchs. Seine Ruhe übertrug sich auch irgendwie auf mich.

Geköpft?

Nein!

Bevor die breite Klinge den Kopf vom Körper trennen konnte, bekam sie einen heftigen Schlag. Eine harte, brutale Gegenreaktion, die den Schlag stoppte.

Ich hörte den Henker schreien. Das Schwert wurde von dieser Kraft in einem scharfen Winkel in die Höhe gerissen und dem Henker fast noch aus der Hand geschleudert.

Daß er es überhaupt festhalten konnte, glich einem kleinen Wunder. Er mußte die andere Hand zu Hilfe nehmen. Die Wucht des Schwertes wirbelte auch ihn um die eigene Achse. Dabei hatte er Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Er kippte mir entgegen, ich zielte mit der Beretta auf ihn und holte gleichzeitig das Kreuz hervor, als er sich dicht vor mir auf der Klinge abstützte.

Plötzlich kam er mir wirklich vor wie ein Greis. Nicht die Gegenwehr mußte ihn so stark geschockt haben, es lag vielmehr daran, daß er nun wußte, wie überlegen ihm der Maskenträger war. Wobei er doch so gern die Maske über sein Gesicht gestülpt hätte.

Ich schaute ihn an und schüttelte den Kopf. »Henker Lorenzo«, sagte ich, »deine Zeit ist endgültig abgelaufen. Für dich gibt es kein Zurück mehr. Es ist vorbei!«

Er stemmte sich hoch, bewegte dabei die Schultern, so daß sie eine gerade Linie bildeten.

Er schöpfte Kraft!

Ich schaute an ihm vorbei. Ricardo wartete im Hintergrund. Er freute sich bestimmt darüber, daß er den ersten Sieg errungen hatte.

Der Henker öffnete sein Maul und gab ein furchtbares Geräusch von sich. Dann schüttelte er den Kopf, so daß seine weißen Haare wie Vorhänge den Schädel umpeitschten.

»Du… du willst doch auch den Weg in die Hölle kennenlernen, nicht wahr?«

»Nicht unbedingt. Mir gefällt es trotz aller Kritik auf dieser Erde sehr gut.«

Er nahm meine Worte überhaupt nicht zur Kenntnis und dachte nur an seine eigenen Pläne. »Laß es uns gemeinsam versuchen. Wir werden die Maske in unseren Besitz bringen und uns dem Teufel stellen. Wir bekommen Macht, wir könnten die Hölle beherrschen…«

In seine Rede hinein hatte ich den Kopf geschüttelt. Er wollte den Versuch starten, mich noch weiter zu überzeugen, bis ihm auffiel, daß er genau in die Mündung der Beretta hineinschaute.

Da wußte er Bescheid.

»Nicht?« fragte er ächzend. »Du willst nicht mit mir zusammen den Teufel vernichten?«

»Nein, Lorenzo!«

»Aber du haßt ihn doch!«

»Das stimmt. Nur kenne ich ihn besser. So einfach, wie du es dir vorstellst, ist der Höllenherrscher nicht zu vernichten. Es tut mir nicht einmal leid…«

Da griff er an. Er kümmerte sich nicht um die Beretta, und er nahm auch nicht das Schwert, sondern warf sich einfach gegen mich und überbrückte die Distanz mit einem Sprung. Dabei war er so schnell, daß ich nicht einmal dazu kam, abzudrücken.

Er stieß mich einfach um, ich fiel rücklings auf den weichen Boden und schoß trotzdem.

Die Kugel traf!

Sie hackte in die Fetzen seiner Kleidung hinein, aber auch hindurch, denn darunter verbarg sich kein Körper, so wie ich angenommen hatte. Nicht umsonst besaß er skelettierte Hände, so mußte auch sein Körper aussehen. Das geweihte Silbergeschoß war durch eine Lücke zwischen seinen Knochen gejagt.

Das gab ihm Auftrieb.

Mit einer Knochenklaue schlug er gegen mein Gesicht, dann wuchtete er sich in die Höhe und riß zugleich sein schweres Richtschwert mit.

»Wer nicht auf meiner Seite steht, den töte ich!« brüllte er, hielt das Schwert mit beiden Klauen fest, hatte die Arme weit gestreckt und rammte die Klinge nach unten.

Die hätte mich zwei Meter tief in den Boden genagelt, aber sie traf nicht.

Ich wirbelte zweimal um die eigene Achse und hörte rechts neben mir den dumpfen Schlag, als sie ungemein wuchtig in die weiche Erde rammte.

Der enttäuschte Schrei des Henkers endete in einem peitschenden Geräusch, denn ich hatte geschossen und diesmal auf seinen Schädel gehalten.

Verfehlen konnte ich ihn nicht.

Im blaßblauen Schein des Mündungslichts sah ich, wie der Kopf des Henkers zerplatzte.

Er war auf einmal nicht mehr da. Statt dessen wölkte über dem Hals eine Staubwolke, die sich nicht weiter bewegte, obwohl der Henker einige Schritte nach hinten ging.

Er ging ohne Kopf. Welche Kraft ihn auf den Beinen hielt, wußte ich nicht. Jedenfalls hatte er es noch geschafft, sein Schwert aus dem Boden zu reißen, darauf stützte sich der kopflose Torso und ging wie eine Puppe, deren Mechanik gestört war, denn er kippte mal nach links, dann wieder nach rechts, nach vorn oder nach hinten.

Ich rollte mich herum, um wieder auf die Füße zu kommen. Im gleichen Augenblick sah ich Ricardo.

Der Mönch hetzte auf mich zu. Unter der Maske, die noch intensiver leuchtete, hörte ich sein irres Schreien. Die Maske war doppelt so groß wie ein Schädel, so daß mir die gesamte Gestalt vorkam, als würde sie nur mehr aus einem Kopf bestehen.

»Tod!« schrie er mir zu und hechtete mir entgegen…

***

Lorenzo, der Henker, kämpfte!

Er, der durch eine schwarzmagische Kraft am »Leben« gehalten wurde, bestand nur mehr aus Stückwerk. Er besaß keinen Schädel mehr, aber unter dem zerfransten Umhang bewegten sich noch seine Knochen, die sich einfach nicht auflösen wollten.

Wohin er sich wandte, konnte er nicht mehr sehen. Seine Hände zuckten, das Schwert schlug einen Zickzackkurs, riß Furchen, zerschlug Gras und deutete dann in eine bestimmte Richtung.

Dort lauerte jemand.

Eine pechschwarze Wolke, mit zwei roten Augen tief im Innern der lichtlosen Insel.

Der Torso schien zu spüren, daß dort sein großer Helfer aus besseren Zeiten wartete, denn er blieb plötzlich stehen, orientierte sich neu und bewegte sich auf die Wolke zu.

Dabei schleiften seine Schritte über den Boden. Die Arme streckte er vor und zielte mit der Klinge gegen die Wolke, die einen Sog auf ihn ausübte und den kopflosen Henker magisch anzog. Er bewegte sich derart schnell, daß es aussah, als würde ihn jemand über den Boden ziehen. Der Spuk holte seinen Helfer zu sich heran, aber nicht, um ihm den Kopf zurückzugeben.

Der Henker tauchte ein in die grausame Schwärze und wurde von ihr verschluckt.

Man sah ihn nicht, man konnte ihn nicht hören. Aber dort, wo er in der Wolke verschwunden war, begann sich die Stelle rasend schnell um die eigene Achse zu drehen.

Ein unheimlicher Wirbel, der die Überreste des Henkers kurzerhand zerstörte.

Der Spuk brauchte ihn nicht mehr, und wen er nicht mehr benötigte, den vernichtete er.

Da waren er und der Teufel gleich…

***

Das alles sah ich nicht, denn Ricardo versuchte alles, um einen Zeugen zu beseitigen. Er hatte sich dem Teufel und der Hölle verschrieben, er mußte auch so handeln.

Seine Maske war der Schutz, sie war der Hinweis auf eine andere Welt. Durch sie würde er den Weg in die finstersten Regionen der Hölle finden können. Sie bedeutete eine Gefahr in seinem Besitz.

Er fiel mir entgegen.

Rasend schnell, wie es mir vorkam. Ich jedoch war trotzdem schneller als Ricardo.

Mein Kreuz lag frei. Ich wuchtete ihr die rechte Hand entgegen, so daß Kreuz und Maske zusammenprallten.

Es waren zwei unterschiedliche Welten, wie ich es schon so oft erlebt hatte.

Einen Schrei hörte ich nicht, aber die Kraft des Kreuzes durchdrang die Maske trotzdem. Ich hörte, wie der verräterische Mönch gurgelte, riß mein Bein hoch und drückte ihm das Knie hart in den Körper und stemmte ihn zurück.

Er stellte sich unfreiwillig auf. Seine Arme bewegten sich hektisch vor und zurück, bevor er sie anwinkelte und von zwei Seiten um die Maske krallte.

Er wollte sie von seinem Gesicht reißen, das klappte nicht mehr, denn die Kraft meines Kreuzes war einfach zu stark gewesen. Sie hatte dafür gesorgt, daß sich das Material verwandeln konnte. Sie war nicht mehr fest, sondern flüssig wie heißer Teer, und sie fraß sich im Gesicht des Mannes fest.

Er bemühte sich, er taumelte über die Lichtung hinweg, er schrie dumpf, er zerrte an der Maske, aber er schaffte es nicht, sie von seinem Gesicht zu reißen.

Dann stolperte er durch das Unterholz, ich hörte seine Schritte und das Brechen des Holzes nicht mehr lange. Nach wenigen Sekunden war es ruhig.

Ich stand auf.

Leer lag die Lichtung vor mir. Über mir glänzten die Sterne, auch der Mond, doch der Anblick verschwand, weil sich eine pechschwarze Wolke hervorschob, aus der ich eine Stimme hörte.

»Pech gehabt, John Sinclair.«

»Nein, Spuk, das sehe ich anders. Oder wer soll deiner Meinung nach Pech gehabt haben?«

»Wir beide.«

»Nie. Ich bin froh, daß der Weg, um in die Hölle zu gelangen, für Menschen zerstört ist. Du kannst hinein, wenn du willst, ich bin nicht scharf darauf.«

»Das glaube ich dir sogar. Vielleicht treffen wir uns trotzdem in der

Hölle einmal wieder.«

»Darauf verzichte ich.«

Nach dieser Antwort grollte mir das Lachen des Spuks entgegen, bevor er sich zurückzog.

Vom Henker fand ich nichts mehr, aber ich entdeckte den verräterischen Ricardo.

In seiner Verzweiflung hatte er seine Beine derart heftig bewegt, als wollte er im Boden »versinken«. Der Kopf und die Maske waren eine Verbindung eingegangen, die sich niemals mehr würde lösen lassen. Als ich den Schädel anleuchtete, sah ich nurmehr ein deformiertes Etwas.

Schaudernd wandte ich mich ab und ging den gleichen Weg zurück zum Kloster…

***

Die Mönche warteten in der kleinen Kapelle auf mich. Als ich die Tür aufstieß, brannten die Kerzen wieder. In ihrem Flackerlicht schaute ich in die Gesichter der frommen Männer.

Bernardo lief auf mich zu. »Gütiger Gott, du lebst…«

»Ja. Aber ich habe euch trotzdem eine traurige Mitteilung zu machen.« Müde setzte ich mich in eine Bank und berichtete ihnen, wie der Kampf ausgegangen war.

Sie umstanden mich schweigend, nahmen Ricardos Schicksal hin und gaben erst später einen Kommentar ab.

»Wir werden für ihn beten«, sagte Bernardo, »und wir werden ihn dort begraben, wo du ihn gefunden hast.« Er schaute mich an.

»Oder können wir noch mehr für ihn tun, John?«

»Nein, Bernardo, sicher nicht…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 006 »Die Rache der Horror-Reiter«

[2]Erlaubnisschein